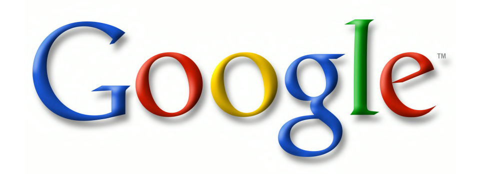


Über das Verhältnis von Wahrnehmung uud Vorstellung unter sich uud zur subjektiven Wirklichkeit

mit besonderer Berücksichtigung von Hume und Berkeley.

Inaugural-Dissertation

zur

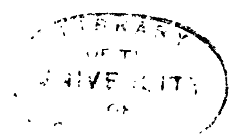
Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät
der Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt von

Friedrich Gerber
aus Fischbach.

Tag der mündlichen Prüfung: 13. Februar 1905.

Borna-Leipzig
Buchdruckerei Robert Noske
1905.





Dem Andenken meiner Eltern

gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Von dem Gegenstande der Untersuchung	7
2.	Die primitive Wirklichkeit	7
3.	Die Perzeptionen und der menschliche Körper, besonders die Sinne	10
4.	Die Perzeptionen und die Außenwelt	31
5.	Das produktive Selbst	47
6.	Die Passivität unseres Willens bei den Sinneswahrnehmungen	53
7.	Lebhaftigkeit und Stärke der Sinneswahrnehmungen	61
8.	Ohne vorausgehende Sinneswahrnehmungen keine Gedächtnis- und Einbildungsperzeptionen	73
9.	Die Urbilder der Gegenstände sind die Sinneswahrnehmungen	80
10.	Zusammenfassung des bisherigen Resultates	80
11.	Das logische Urteil als Unterscheidungsprinzip	81
12.	Der Standpunkt der absoluten Evidenz	87
13.	Unser Standpunkt	89

I. Von dem Gegenstande dieser Untersuchung.

„Die alte und berühmte Frage, womit man die Logiker in die Enge zu treiben vermeinte, und sie dahin zu bringen suchte, daß sie sich entweder auf einer elenden Diallele mußten betreffen lassen, oder ihre Unwissenheit, mithin die Eitelkeit ihrer ganzen Kunst, bekennen sollten, ist diese: Was ist Wahrheit?" So sagt Kant in der Einleitung zu seiner transzendentalen Logik.[1]) Diese Frage hat jedoch ihn ebensowenig, wie andere, abgehalten, nach der wahren Wirklichkeit zu suchen und den Willen zur Wahrheit zu haben. Gewiß, es braucht nicht jeder Mensch diesen Willen zu haben.[2]) Das einzelne empirische Individuum kann sich auch anders entschließen, nämlich dazu, das intellektuelle Gewissen nicht anzuerkennen. Dem einzelnen empirischen Individuum steht dieser Entschluß genau ebenso frei, wie der andere, nicht gewissenhaft und pflichtgemäß handeln zu wollen. Wer den Willen zur Wahrheit nicht hat, kann folgerichtig auch das intellektuelle Gewissen ablehnen. Er kann leben ohne Willen zur Wahrheit und ohne die Imperative eines intellektuellen Gesetzes anzuerkennen.

Wer aber den Willen zur Wahrheit hat, den treibt das Wahrheitsgewissen, die Frage zu stellen: Wie kommt eine objektive Wirklichkeit zustande? Das nun ist eine sehr komplizierte Frage, die eine minutiöse Untersuchung und eine ausgedehnte Darstellung verlangt. Vorliegende Untersuchung erstreckt sich darum nur auf einen Teil dieser verwickelten Frage, gleichsam auf eine Vorfrage, indem sie sich nur über das Verhältnis von Wahrnehmung und Vorstellung unter sich und zur subjektiven Wirklichkeit verbreitet und sich die weitere Einschränkung auferlegt, insbesondere Hume und Berkeley zu berücksichtigen, eine Berücksichtigung, die nur eine kritische sein kann.

2. Die primitive Wirklichkeit.

Vor mir steht der Satz gedruckt: „Ich sehe ein Haus." Lese ich diesen Satz, ohne ihn laut auszusprechen, so folgen sich vier voneinander verschiedene Wörter oder Wortbilder. Dabei ist es zu-

---

1) Kant, Krit. d. r. V. IV. Ster.-Ausg., B. Erdmann, S. 83.
2) H. Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis II. A. S. 230 ff.

nächst ganz irrelevant, ob diese Wortbilder Abbildungen eines anderen sind. Diese Wortbilder werden als sinnliche Anschauungsinhalte oder als sinnliche Wahrnehmungen klassifiziert, auch Sinneswahrnehmungen genannt. Das Bild eines Hauses, das sich beim Lesen des Satzes vielleicht einstellt, tritt als fünftes hinzu. Ich sehe jedoch dieses Haus nicht, sondern ich stelle es mir bloß vor. Es ist also von durchaus anderer Art, als die vorhergehenden. Nehmen wir aber an, daß ich nach dem Lesen und nach dieser Vorstellung eines Hauses ein sogenanntes wirkliches, also ein nicht bloß vorgestelltes Haus sehe, so ist dieses Etwas des sogenannten wirklichen Hauses von jenen Wörtern zwar sehr verschieden, wird aber doch mit ihnen unter die eine Klasse der Sinneswahrnehmungen gebracht, also mit ihnen als von gleicher Art angesehen, während es doch dem bloß vorgestellten Hause zweifellos ähnlicher ist und trotzdem nicht mit diesem Etwas als von einer Art seiend gilt. Wenn ferner das Etwas des sogenannten wirklichen Hauses mein Vaterhaus ist, nach welchem ich mich lange gesehnt habe, so löst es in mir ein freudiges Gefühl aus. Dieses Etwas, das wir Gefühl nennen, kommt als siebentes zu jenen bereits genannten sechs hinzu. Nun kann kein Zweifel darüber bestehen, daß dieses siebente Etwas von allen jenen bereits besprochenen total verschieden ist. Trotzdem wird es mit einigen davon in eine Gruppe gerechnet, von welchen es doch ebenso sehr verschieden ist, wie von den andern. Als Selbstwahrnehmung wird es mit dem Bilde des sogenannten wirklichen Hauses zu den Wahrnehmungen gezählt, welchen die bloßen Vorstellungen gegenüberstehen als eine andere Klasse. Ist es schon schwer, bei bloßer Vergleichung dieser Perzeptionen zu sagen, warum dies geschieht, so wird die Sache noch viel unauflöslicher und merkwürdiger, wenn wir nun noch ein achtes Etwas oder eine achte Perzeption hinzutreten lassen, das sogenannte Gedächtnisbild dieses Gefühles, welches der Anblick des Vaterhauses in uns ausgelöst hat. Dieses Gedächtnisbild des Gefühles ist dem Augenscheine nach dem sogenannten ursprünglichen Gefühl doch bei weitem ähnlicher als dem Gedächtnisbild des Hauses oder gar dem bloßen Phantasiebild eines solchen. Dennoch gehört es mit diesen letzteren in eine Klasse und nicht mit dem ersteren. Andererseits hat das Gedächtnisbild des Hauses mit dem Bilde des sogenannten wirklichen Hauses, also die bloße Vorstellung mit dem sogenannten Sinneseindruck das weitere Gemeinsame, daß sie, ebenso wie dieser, das Gefühl der Freude auslösen kann, und gehört dennoch nicht zu der Klasse der Wahrnehmungen.

Diese Eindrücke, gleich Sinnes- und Selbstwahrnehmungen, samt den Gedächtnis- und Einbildungsvorstellungen, wie sie an obigem Beispiel veranschaulicht worden sind, machen die primitive Wirklichkeit aus. Die Klassen aber, in welchen sie geordnet sind, stellen die primitiven Ordnungen dieser primitiven Wirklichkeit dar. Durch

diese primitive Anordnung ist an den Perzeptionen, wie wir mit Hume und Berkeley das Neutrale nennen wollen, das sowohl die Eindrücke als auch die Vorstellungen umfaßt, entweder eine Handlung vollzogen worden oder auch hat sich an ihnen etwas ereignet, was einerseits die primitive Wirklichkeit der Perzeptionen schon umgebildet hat und als Vorgang oder Handlung andererseits nicht so unmittelbar klar und deutlich ist, daß es als evident bezeichnet werden könnte. Die vollzogene Anordnung erregt ganz im Gegenteil unsere Verwunderung. Auf den ersten Blick würde es uns viel einleuchtender erscheinen, wenn die betreffenden Perzeptionen so geordnet wären oder auch sich ordnen würden, daß die sinnlichen Eindrücke „Haus", das Gedächtnisbild „Haus" und das Phantasiebild „Haus" in eine Klasse befaßt würden, die Selbstwahrnehmung „freudiges Gefühl" und Gedächtnisbild, sowie Phantasieperzeption „freudiges Gefühl" in eine andere Klasse. Es fragt sich deshalb, welches das Prinzip ist, nach welchem Perzeptionen, die so verschieden sind wie „Haus" und „Wort" als Wörter oder auch sogenanntes wirkliches Haus und Wort „Haus", dennoch in eine Klasse gerechnet werden, nämlich in die der Sinneswahrnehmungen, und nach welchem andere Perzeptionen, die so ähnlich sind, wie das sogenannte wirkliche Haus und das Gedächtnisbild des Hauses (Hume: copie), trotzdem zu verschiedenen Arten, nämlich Sinneswahrnehmungen und Gedächtnisperzeptionen gehören.

Dabei muß zugegeben werden, daß sowohl das, was hier Perzeptionen genannt wird, als auch das, was die Bezeichnung Eindrücke, Sinneswahrnehmung, Selbstwahrnehmung, Gedächtnisbild, Perzeption der Phantasie oder eine ähnliche im möglichst engen Anschluß an Hume trägt, anderswo anders benannt ist. Doch ist das unter diesen Bezeichnungen verborgene Tatsächliche fast überall in den philosophischen Systemen und Untersuchungen zu finden. Und nicht bloß in ihnen, sondern sogar im gemeinen Denken, wo es noch mehr als im philosophischen Denken als für die Erkenntniswirklichkeit konstitutiv betrachtet und benützt wird, also als Kriterium der Wirklichkeit dient und als Mittel, eine über die primitive Wirklichkeit der Perzeptionen hinausgehende Wirklichkeit zu begründen.

Indem wir nach dem Einteilungsprinzip der primitiven Wirklichkeit der Perzeptionen fragen und suchen, lassen wir die Selbstwahrnehmungen beiseite, weil dadurch die Untersuchung vereinfacht wird und das eventuell gefundene Prinzip, nach welchem die Einteilung in Sinneswahrnehmungen, Gedächtnisvorstellungen und Phantasiebilder stattfindet, Hoffnung gibt, auch in der Untersuchung der Selbstwahrnehmungen damit Erfolge zu erzielen. Als Antworten bieten sich zunächst folgende Sätze an:

1. Die Sinneswahrnehmungen unterscheiden sich dadurch von den übrigen Perzeptionen, daß sie sich ausnahmslos an den eigenen

Körper anschließen, insbesondere an die Sinne. 2. Die Sinneswahrnehmungen unterscheiden sich dadurch von allen anderen Perzeptionen, daß sie sich alle an die körperliche Außenwelt anschließen. 3. Das produktive Selbst erzeugt die verschiedenen Perzeptionen, die es auch unterscheidet. 4. Bei den Sinneswahrnehmungen verhält sich unser Wille passiv. 5. Die Sinneswahrnehmungen sind lebhafter als die Vorstellungen des Gedächtnisses und die Bilder der Einbildungskraft. 6. Ohne vorausgehende Sinneswahrnehmungen keine Gedächtnis- und Phantasievorstellungen. 7. Die Sinneswahrnehmungen sind die Urbilder, die anderen Perzeptionen die Abbilder dieser Urbilder der Gegenstände, die ihrerseits keins von beiden sind. 8. Die Unterscheidung geschieht durch ein logisches Prinzip. 9. Die Unterscheidung ist eine evidente, selbstverständliche Tatsächlichkeit.

3. Die Perzeptionen und der menschliche Körper, besonders die Sinne.

Hume wendet in seinem Treatise seine Hauptaufmerksamkeit den Eindrücken der Selbstwahrnehmung, den Affekten, Begierden und Gefühlserregungen und den übrigen Perzeptionen zu, weil nach seiner Ansicht die Eindrücke der Selbstwahrnehmung meist in Vorstellungen ihren Grund haben; die Untersuchung der Sinneswahrnehmungen dagegen überweist er dem Anatomen, der ihm auch der Physiologe ist.[1] Hier soll, wie schon angedeutet, dieser Weg nicht gegangen werden. Denn die Physiologie und ihre Methode nebst Resultaten der Untersuchung der Sinneswahrnehmungen in Ehren, gibt es doch noch eine Möglichkeit, derartige Untersuchungen auch ohne die Physiologie zu führen. Für die gegenwärtige ist es ohne Belang, was die Physiologie bezüglich etwa der peripherischen und zentralen Nerven usw. an bewiesenen Tatsachen liefert. Denn es ist der Physiologie trotz vieler Versuche noch nicht gelungen, die Unterscheidung unserer Perzeptionen auf bestimmte Körperteile zurückzuführen, so daß man sagen könnte, bei den Sinneswahrnehmungen ist dieser Körperteil, bei den Gedächtnisvorstellungen ein anderer und bei den Phantasiebildern ein dritter beteiligt. Freilich, wenn ihr das einmal gelungen sein wird, wird das Resultat für unsern ersten Satz nicht nur nicht ohne Belang sein, sondern ihn gänzlich vernichten, und man wird nicht mehr behaupten können, daß die Sinneswahrnehmungen sich dadurch von den andern Perzeptionen unterscheiden, daß sie sich ausnahmslos an den eigenen Körper, insbesondere an die Sinne anschließen, die andern aber nicht, ohne sofort eine physiologische Widerlegung zu erfahren. Wie groß auch und wie erfreulich die Fortschritte der Physiologie

[1]) Hume, Treatise by Green and Grote, zweiter Abschnitt: The examination of our sensations belongs more to anatomists and natural philosophers than to moral.

seit Humes Tagen sein mögen, so ist es ihr ferner doch noch nicht gelungen, zu zeigen, wie Gedächtnis- und Phantasievorstellungen entstehen. Aber auch das, was sie bezüglich der Sinneswahrnehmungen als solcher eruiert hat, mag noch so groß und dankenswert sein in anderer Rücksicht als auf unsere Frage, so ist es doch für uns gleich, wo im Körper diese Wahrnehmungen zustandekommen, und selbst auch, wie sie zustandekommen. Denn es fragt sich nur, ob die Tatsache, daß sie sich an den menschlichen Körper, namentlich an die Sinne anschließen, ein Kriterium abgeben kann, das sie von den übrigen Perzeptionen unterscheidet. Man könnte nun plump verfahren, indem man sagte: „Ein Leichnam hat keine Perzeptionen. Damit ist die Frage beantwortet." Allerdings ist sie beantwortet, aber eben nur plump.

Greifen wir statt dessen lieber zur Beobachtung! „Ich sehe ein Pferd." Was ist das? Die Sinneswahrnehmung Pferd. Ich schließe mein Auge und habe die Vorstellung des gesehenen Pferdes. Was ist das? Die Gedächtnisvorstellung Pferd. Jene Wahrnehmung schließt sich an den Gesichtssinn an. Und diese Vorstellung? Nicht an den Gesichtssinn, wenigstens nicht direkt. Wie aber das? Wo ist denn der Gesichtssinn unterdessen hingekommen? Oder ist er noch da? Er ist noch da, funktioniert aber nicht. Ich bin erstaunt. Und was ist das „funktionieren" und „nicht funktionieren"? Es ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß in dem einen Fall ein Anschluß an ihn stattfindet und in dem andern kein Anschluß vorhanden ist oder daß das eine eine Sinneswahrnehmung und das andere eine Gedächtnisvorstellung ist. Damit sind wir also nicht weit gekommen. Und was hält den Gesichtssinn ab, zu funktionieren? Das gesenkte Augenlid. Also solch ein verhältnismäßig dünnes Fleischscheibchen hindert den Gesichtssinn daran, seine Funktion auszuüben, und was jetzt an Perzeptionen erzeugt wird, das sind nicht mehr Gesichtssinneswahrnehmungen. So wäre also das Fleischscheibchen, genannt Augenlid, das Unterscheidende zwischen Gesichtssinneswahrnehmung und Gedächtnisvorstellung? Das wäre allerdings ein sehr einfaches Unterscheidungsprinzip. Im gemeinen Leben wird es auch offenbar als solches benützt, ebenso das Vorhandensein oder nicht mehr Vorhandensein des Auges, und es könnte sogar scheinen, daß man das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein, das Geschlossensein oder Nichtgeschlossensein des Gesichtssinneswerkzeuges als Kriterium für die Unterscheidung, um die es sich handelt, in das philosophische Denken herübernehmen könne; es sei ja also die Verknüpfungsstelle der Gesichtssinneswahrnehmung mit dem menschlichen Körper gefunden und die körperliche Bedingung entdeckt, und das ganze Geschäft des Physiologen bestehe nur noch darin, diese Stelle vielleicht noch etwas mehr in das Innere des Körpers zu verlegen und das Gesichtssinneswerkzeug und seine Funktion von daher noch etwas begreiflicher zu machen. Das kann der Physiologe wohl tun, aber

für unsere Untersuchung ist es einerlei, wo der körperliche Anschlußpunkt für die Gesichtssinneswahrnehmung ist. Es bleibt immer unverändert die Frage bestehen, ob die Gedächtnisvorstellung nicht denselben Anschlußpunkt an den menschlichen Körper und speziell an den Gesichtssinn hat und ob die Modifikation der Perzeption der Modifikation des Sinnes entspricht oder ob diese veränderte Perzeption überhaupt keinen Anschluß an den Gesichtssinn hat.

Nun muß man auf jeden Fall zugeben, daß das Gedächtnisbild von dem Pferde, das ich unmittelbar vorher gesehen habe, in dem Augenblick, wo ich das Auge geschlossen habe, und auch viel später noch dem, was unmittelbar vorausgegangen ist, nämlich dem der Sinneswahrnehmung sehr ähnlich ist, und daß ich, wenn ich ein Maler wäre, voraussichtlich ein sehr ähnliches Bild auf die Leinwand malen würde. Es wäre also vielleicht doch vernünftiger, beziehungsweise, weil das Sachen des Verstandes sind, verständiger zu sagen, die Gedächtnisbilder seien partielle Wahrnehmungen, und zwar nicht insofern, als ihnen ähnliche Sinneswahrnehmungen stets vorausgegangen sein müssen, sondern insofern sie selbst noch an den Sinn angeschlossen seien, wie die wirklichen Sinneswahrnehmungen, die ihnen entsprechen, es waren, und die Funktion des Sinnes sei durch den dünnen Augendeckel nicht gänzlich aufgehoben, sondern funktioniere durch ihn hindurch, wenn auch nicht mehr so oder so vollständig, wie vorher, ja selbst nach Verlust des Auges funktioniere der Sinn durch die zurückliegenden Nerven noch etwas weiter, wenn auch dieses Funktionieren immer schwächer werde und in stark modifizierten Gedächtnisbildern sich offenbare.

Noch ein weiterer Umstand kommt hinzu. Um das Bild des soeben gesehenen Pferdes aus dem Gedächtnis, nicht nach der Natur, auf die Leinwand zu malen, werde ich das Augenlid wieder heben. Ich könnte es wohl auch geschlossen halten und den Versuch machen, bei geschlossenem Augenlid das Pferd zu malen. Es wird jedoch nicht bezweifelt werden können, daß ich das Bild besser ausführen werde bei geöffnetem Auge. Das Bild wird auf diese Weise der Sinneswahrnehmung „wirkliches Pferd“ ähnlicher werden als das des Tastsinnes und auch ähnlicher als das der Gedächtnisvorstellung bei geschlossenem Lide, wenn auch das sogenannte wirkliche Pferd von ihm noch sehr verschieden ist. Wir haben also hier eine Ähnlichkeitskette vor uns oder auch eine Stufenleiter von Ähnlichkeiten der Perzeptionen, der recht wohl eine Stufenleiter des Anschlusses an den Körper und insbesondere an den Sinn entsprechen kann. Wenigstens läßt sich keine Tatsache entdecken, die einem Anschluß aller dieser Perzeptionen an den Sinn direkt widersprechen würde. Jedenfalls aber sind die vier genannten Bilder untereinander nicht so sehr verschieden, als sie alle von dem Worte „Pferd“ verschieden sind, und doch sollen drei dieser der vierten so überaus ähnlichen Vorstellungen Gedächtnisvorstellungen, das Wort „Pferd“ aber eine

Sinneswahrnehmung sein, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß die eigentliche sogenannte Gedächtnisvorstellung die Fähigkeit hat, sich in zwei einander ähnliche Sinneswahrnehmungen (Bilder auf der Leinwand)[1]) zu verwandeln, die dann mit der ersten Sinneswahrnehmung des sogenannten wirklichen Pferdes in einer Klasse stehen und ihr wenn auch nicht gleich so doch viel ähnlicher sind, als die Sinneswahrnehmung des Wortes „Pferd". Auch ist es sehr seltsam, daß von den vier einander ähnlichen Perzeptionen jetzt drei Sinneswahrnehmungen sein sollen, während die vierte ebenfalls ähnliche keine Sinneswahrnehmung sein soll und als eine solche Perzeption gilt, die sich nicht an die Sinne, hier an den Gesichtssinn anschließt.

Wir gehen noch einen Schritt weiter. Den Unterschied soll das geschlossene und geöffnete Auge machen. Gut, so öffne man das Auge weit und sehe das Pferd an in natura, dann schließe man das Auge langsam, ganz langsam und sehe zu, ob der Unterschied zwischen der Gedächtnisvorstellung bei ganz geschlossenem Auge und dem letzten Reste der Wahrnehmung bei kaum noch offenem Auge so groß ist, daß von einem qualitativen Unterschied ernstlich die Rede sein kann. Man wird zugeben, daß es ein quantitativer Unterschied ist und daß dieser nicht so groß ist, wie er zwischen der Wahrnehmung bei ganz offenem und bei fast geschlossenem Auge ist. Sollte aber das dennoch nicht zugegeben werden, so kann doch kaum soviel bestritten werden, daß er nicht größer ist. Der Unterschied aber zwischen Gedächtnisvorstellung von einem Pferde und voller Sinneswahrnehmung eines solchen ist zweifellos nicht so groß wie der zwischen dem letzten Reste der Sinneswahrnehmung bei kaum noch offenem Auge und der vollen Sinneswahrnehmung.

Das Schließen oder Öffnen des Auges entspricht demnach wohl einem Unterschied in den Perzeptionen, aber dieser ist doch nicht so groß, daß man mit einigem Recht annehmen könnte, das Funktionieren oder Nichtfunktionieren des Sinnes sei dasselbe, wie das Schließen und Öffnen des Auges in seiner Wirkung auf die Perzeptionen, und diese Wirkung sei so groß und so umgestaltend, daß dadurch jene Unterscheidung innerhalb der Perzeptionenreihen hinreichend begründet sei und daß also die Sinneswahrnehmungen sich an die funktionierenden Sinne anschließen, die anderen Perzeptionen nicht oder doch nur an nicht funktionierende Sinne sich anschließen. Was ist aber das Funktionieren der Sinne? Das Erzeugen von Sinneswahrnehmungen. Und das Erzeugen von Sinneswahrnehmungen ist das Funktionieren der Sinne. Sinneswahrnehmungen werden also erzeugt, wenn sie erzeugt werden. Sinne funktionieren, wenn sie funktionieren. Wir würden also ohnedies aus dieser Tautologie nicht herauskommen.

Alles, was wir bisher erwähnt und ausgeführt haben, spricht dafür, daß die Sinne und der menschliche Körper überhaupt den

[1]) Diese sind zugleich Gedächtnisperzeptionen u. Sinneswahrnehmungen.

Klassenunterschied nicht begründen, daß wir vielmehr annehmen müssen, daß selbst hinter dem gesenkten Lide und durch dasselbe hindurch der Sinn wirkt und der Anschluß eben dessen, was wir Gedächtnisvorstellungen nennen, an Sinn und Körper stattfindet. Wenn aber die Gedächtnisvorstellungen bloß verminderte Sinneswahrnehmungen sind, dann sind auch wesentliche Phantasieperzeptionen verminderte oder besser andere Sinneswahrnehmungen, d. h. auch sie schließen sich an die Sinne an, oder anders ausgedrückt: Die Sinne sind auch bei ihrer Erzeugung noch direkt tätig, nur in verminderter oder besser anderer Art. Wo ist ein verständiger Grund, eine ratio sufficiens, die uns davon überzeugen könnte, daß ein gesundes Auge hinter dem Lide nicht mehr funktioniert, ja selbst daß die Nerven, die bei dem Verlust des Auges weiter rückwärts gegen das Zentrale hin noch bleiben, nicht mehr funktionieren können? Nur dadurch, daß die tatsächlich vorhandene Einteilung der Perzeptionen und scharfe Unterscheidung derselben im Leben eine so große Rolle spielt, werden wir auch im philosophischen Denken gehindert, zu untersuchen, ob denn die Bezogenheit dieser scharfen Unterscheidung auf die Sinne, als ihr Kriterium auch gerechtfertigt und hinreichend begründet ist. Von der Gewohnheit des Lebens überall, wo wir nicht streng auf der Hut sind, in lieb gewordenen Fesseln gefangen, scheuen wir uns, solche Verhältnisse immer wieder zu untersuchen, die uns fast oder ganz selbstverständlich erscheinen.

Doch das Verhältnis der Perzeptionen zu dem menschlichen Körper und insbesondere zu den Sinnen ist auch damit noch nicht genügend untersucht. Vielleicht kann von der Traumtätigkeit oder, anders ausgedrückt, von den Traumgeschehnissen oder Traumvorgängen her einiges Licht auf die Sache fallen. Ist es absolut ausgeschlossen, daß die Traumperzeptionen Sinneswahrnehmungen sind und sich an die über den ganzen Körper verteilten Sinne anschließen oder von ihnen erzeugt werden? Absolut verneint müßte diese Frage werden, wenn unser Körper dabei verschwunden wäre oder doch wenigstens die Sinne oder, wenn er während des Traumes tot wäre. Aber er ist keins von beiden, und wenn er eins von beiden wäre oder auch beides zugleich, so würden gar keine Perzeptionen stattfinden. Daß aber die Sinne vorhanden sind und funktionieren, das lehrt der bloße Anblick eines Schlafenden. Die Sinneswerkzeuge sind da. Sind sie etwa außer Tätigkeit? Zunächst läßt sich zur Beantwortung dieser Frage weiter fragen: Ist das Ohr und Auge völlig geschlossen, wenn wir schlafen und träumen? Durchaus nicht. Weder Auge noch Ohr, noch Mund noch Nase, noch Haut sind hermetisch verschlossen. Nur in wachem Zustande kann man den Versuch machen, das Auge hermetisch zu verschließen. Aber auch mit Willen kann das Augenlid keineswegs so fest angepreßt werden, daß kein Licht und Schatten das Auge treffen würde. Man setze sich in die Sonne oder vor eine Lampe und versuche es! Man

presse die Augenlider mit aller Gewalt an! Dann fahre man mit der Hand in geringer Entfernung über das Auge! Man wird den Schatten der Hand deutlich bemerken. Es wird merkbar dunkler sein vor dem Auge, wenn die Hand davor sich befindet, als es sein wird, wenn sie wieder hinweggetan wird. Im Schlafe aber ist das feste Anpressen der Lider gar nicht möglich. Haut, das Tastorgan, Ohr und Nase können aber überhaupt nicht oder nur in geringem Masse künstlich verschlossen werden. Die Töne, die in unsern Schlaf hereindringen, Stoß und Druck, das Wehen der Luft, Licht und Schatten spielen zweifellos eine große Rolle und sind an den Traumvorstellungen mehr beteiligt, als man geneigt sein könnte, gelten zu lassen. Sie alle aber sind Erzeugnisse der Sinne, gelten wenigstens fast allgemein als solche und schließen sich wenigstens in jeder Hinsicht an die Sinne an. Und selbst wenn die Sinnesorgane geschlossen sind, sind sie noch tätig. Denn — und das ist oben noch nicht berührt worden — auch im geschlossenen Auge sind Farben und auch im geschlossenen Munde ist der Geschmack tätig.

Was wir endlich wissen von der Möglichkeit, Träumende auszufragen, ist ein Sukkurs für die Annahme oder vielmehr Beobachtungstatsache, daß Traumbilder von Sinneswahrnehmungen erkenntnistheoretisch nicht so gar einfach zu trennen sind, und daß namentlich die Sinnestätigkeit, weil sie im Traume und Schlafe sicher auch stattfindet, mindestens ein sehr schwaches Kriterium ist für die Unterscheidung der Sinneswahrnehmungen von den Traumvorstellungen. Und doch werden sehr allgemein die Traumvorstellungen als bloße Vorstellungen, die durchaus keine Sinneswahrnehmungen sind, angesehen. Wo ist das Kriterium? Im Gange der Untersuchung, die zunächst nur eine Auflösung sein kann, werden wir dem Kriterium immer näher kommen, wenn wir auch vorerst andere Kriterien zerstören müssen. Wie scharf der Sinn des Auges ist, weiß man überhaupt nicht. Man bedient sich in den Wissenschaften empirischer Grenzen dafür, aber selbst diese werden durch Entdeckungen, wie die der Röntgenstrahlen, durchbrochen, welche Entdeckung beweist, daß die Sehkraft des Auges unter gewissen Bedingungen eine viel größere ist, als ohne diese Bedingungen. Dasselbe beweist schon das Mikroskop und das Teleskop, ja selbst die Brille. Es ist darum kein Grund vorhanden, die Kraft des Gesichtssinnes dort abschließen zu lassen, wo ihr in den empirischen Wissenschaften die Grenze gezogen ist. Diese Grenze ist nämlich nicht rein empirisch gezogen, sondern auch erkenntnistheoretisch, insofern das, was vielleicht aus andern, aber noch nicht deutlich gewordenen Gründen nicht mehr als Sinneswahrnehmung gilt, eben damit auch eine Grenze für die Tätigkeit und Tragweite der Sinne geworden ist. Dadurch empfängt der Erkenntnistheoretiker das Recht, diese Grenze einer Kritik zu unterwerfen, zumal auch der Empiriker sie bisweilen, wenn auch nicht über jenen erkenntnistheoretischen Unterschied hinaus, erweitern muß.

Ein weiteres Moment, das volle Berücksichtigung verdient, ist das, daß es sich auch bei offenen Augen träumen läßt. Ein Kind sitzt in der Schulbank. Vor ihm hängt die Wandtafel mit darauf geschriebenen Wörtern, Buchstaben, Sätzen, Zahlen. Der Griffel liegt zwischen den Fingern des Kindes und ist zum Schreiben angesetzt. Aber das Kind sieht nicht die Buchstaben, nicht die Wörter, nicht die Sätze, nicht die Zahlen, es sieht Schnee zur Johanniszeit, sieht den Christbaum, die leuchtenden Lichter, die Puppe unter dem Baum und das Märchenbuch. Das Kind träumt. Wie aber das, da doch seine Augen offen sind? Wo bleiben die Sinneswahrnehmungen mit ihrem Kriterium, dem Anschluß an die funktionierenden Sinne? Sind in diesem Falle nicht Traumvorstellungen von dem offenen Auge, von dem Gesichtssinn erzeugt worden? Und von den andern vier Sinnen, die doch alle zur Stelle waren? Man sage doch nicht, die Sinne waren wohl offen, aber sie haben geschlafen, sie haben nicht funktioniert. Ein Beweis dafür oder auch nur eine deutliche Vorstellung davon wäre etwas Brauchbareres. Und dann, das Wort „funktionieren" kann nun einmal nicht aus der Klemme helfen, weil es sich immer im Kreise herumdreht. Es ist erkenntnistheoretisch festgesetzt, daß Traumvorstellungen keine Sinneswahrnehmungen sind. Da das Kind Traumvorstellungen hatte, so hatte es keine Sinneswahrnehmungen. Da aber Sinneswahrnehmungen nur solche Perzeptionen sind, die aus den Sinnen stammen, so sind die Traumvorstellungen nicht von den Sinnen erzeugt, und wenn die Sinne trotzdem zugegen waren, so haben sie nicht funktioniert, sondern geschlafen. Das ist der Kreis. Man kann nicht den leisesten Hauch eines Beweises dafür erbringen, daß die Sinne des Nachbarkindes, das die Buchstaben, Wörter und Sätze gesehen und geschrieben hat, tätig, die des andern Kindes aber untätig gewesen sind, obschon es, genau wie das erstere, die offenen Augen auf die Gegenstände gerichtet hatte. Wenn man aber weder einen Beweis noch eine klare und deutliche Vorstellung, noch überhaupt etwas Stichhaltiges dafür anführen kann, warum sagt man trotzdem, die Sinne haben in dem einen Fall funktioniert, in dem andern Falle aber nicht, da man doch zwei gesunde lebendige Sinnesorgane nicht zeigen kann, von denen das eine funktioniert und das andere nicht, von denen das eine die Sinneswahrnehmungen Buchstaben, Wörter, Sätze, Zahlen erzeugt, das andere aber nichts erzeugt und sich passiv verhält, während andere Perzeptionen, man weiß nicht woher und wohin, über eine imaginäre Bühne gehen, die aber ja mit den Sinnen nichts zu tun hat. Wäre es nicht weit verständiger und natürlicher im Sinne von ungezwungener zu sagen, beide, die sogenannten Traumvorstellungen und die sogenannten Sinneswahrnehmungen, seien von den Sinnen erzeugt worden, seien also Sinneswahrnehmungen, nur daß diese andere Sinneswahrnehmungen seien als jene? Denn dafür, daß beide Sinneswahrnehmungen seien, stände ein stichhaltiger Grund zur

Verfügung, nämlich der, daß sie sich beide an den offenen Gesichtssinn angeschlossen haben.

Von dem Beispiel des bei offenen Augen träumenden Kindes leitet uns der Faden einer gewissen Verwandtschaft der Beispiele zu dem andern über, das uns die Dichter und Denker geben, auch die Künstler. Wenn diese ihre großen Konzeptionen erzeugen, schließen sie gewiß nicht ihre Augen, Ohren, ihren Mund, ihre Nase und ihre Haut, so daß diese Konzeptionen absolut keine Erzeugnisse der Sinne sein könnten. Wenn sie es aber tun, d. h. einige davon schließen, etwa die Augen, so sind doch die andern nicht geschlossen. Wie will man nun nachweisen, daß ihre Produkte nicht Sinneswahrnehmungen sind? Man kann es in keiner Weise nachweisen. Man führt auch in Wirklichkeit keinen Beweis dafür, sondern betrachtet es wie eine felsenfeste Urtatsache, daß derlei dichterische oder künstlerische Erzeugnisse natürlich bloße Phantasiegebilde sind.

Wenn nun aber doch Sinneswahrnehmungen und bloße Vorstellungen etwas qualitativ und total Verschiedenes wären und die Sinne die Scheidung vollziehen würden, so brauchte im einzelnen Falle nur entschieden zu werden, daß ein Anschluß an den Sinn stattgefunden habe oder nicht stattgefunden habe. Im bejahenden Falle hätte man es stets mit einer Sinneswahrnehmung, im verneinenden Falle mit einer bloßen Vorstellung zu tun. Da aber in vielen Fällen bloßer Vorstellungen, ja in allen irgendwie ein Anschluß an die Sinne stattgefunden hat, so ist die Sache nicht so einfach und leicht zu entscheiden und das Wort „Sinnestäuschung" muß darum in vielen Fällen aus der Misère helfen. Dies aber ist nichts als eine Umschreibung der Tatsache, daß auch bei der sogenannten Sinnestäuschung ein Anschluß an die Sinne stattgefunden hat oder auch eine Tätigkeit der Sinne nicht geleugnet werden kann, und daß man doch nicht weiß und auch gar nicht wissen kann, warum das eine Mal eine ganz andere Perzeption auf die Sinnestätigkeit folgte oder sich an sie anschloß, als das andere Mal. Das eine sich an den Sinn Anschließende nennt man dann Sinneswahrnehmung, das andere Sinnestäuschung. Gesagt soll damit werden, daß in letzterem Falle der Sinn zwar funktionierte aber sich täuschen ließ. Schon die Wiederholung des Wortes Sinn in Sinnestäuschung beweist, daß hier der Sinn das Kriterium für die Beurteilung der Perzeption nicht sein soll. Ein Beispiel kann auch diesen Punkt klarer zeigen. Um zehn Uhr hören zwei Personen die Turmuhr schlagen. Nach dem letzten Schlage behauptet die eine Person, das Schlagwerk der Uhr habe elf Schläge getan, die andere, es seien nur zehn Schläge gewesen. Die eine wie die andere Person hat die Schläge gehört, die eine elf, die andere zehn. Angenommen, die Uhr habe wirklich zehn Schläge getan, wie sie um zehn Uhr sollte. Die Frage ist nun die: Ist der elfte Schlag eine Gedächtnisvorstellung oder eine Sinneswahrnehmung gewesen? Die eine Person mag sich noch so sehr darauf

berufen, sie habe nur zehn Schläge gehört, so wird doch die andere fest darauf bestehen bleiben, daß sie deren elf gehört hat. Beide berufen sich auf ihre Sinne. Und doch sollen die Sinne die Entscheidung treffen. Das ist für sie eine schwere Aufgabe. Sehen wir zu, wie der Getäuschte davon überzeugt wird, daß er sich geirrt habe. Es gibt nichts Absolutes, ihn davon zu überzeugen. Man kann ihm hundertmal vorhalten, sein Sinn habe sich getäuscht, so wird er doch sich nicht überzeugen lassen, da man keinerlei Mittel hat, ihm an seinem Sinne selbst zu zeigen, daß dieser entweder gar nicht oder nur halb oder falsch funktionierte. Darum muß zu andern Mitteln gegriffen werden. Er wird vor das Zifferblatt geführt. Dieses zeigt fünf Minuten über zehn. Er stutzt, aber er sucht einen Ausweg. Er zweifelt daran, daß die Uhr in Ordnung ist. Schlagwerk und Gangwerk differieren vielleicht. Man läßt ihn Augenschein davon nehmen, daß die Uhr in Ordnung ist. Wenn er aber fest davon überzeugt ist, gehört zu haben, so sucht er einen weiteren Ausweg. Der elfte Schlag kann durch Menschenhand hinzugefügt worden sein. Die Geneigtheit, etwas derartiges anzunehmen, geht soweit, daß er sogar jetzt vielleicht einen kleinen Unterschied zwischen dem elften und den andern Schlägen entdeckt haben will, was ihm natürlich die Annahme probabler macht, daß Menschenhand im Spiele gewesen sei. So wenig also gibt die Berufung auf den Sinn zur Unterscheidung einer Sinneswahrnehmung von einer bloßen Vorstellung in einem solchen Falle den Ausschlag, daß solche Auswege und Ausflüchte gesucht werden, um eine vermeintliche Sinneswahrnehmung zu verteidigen. Erst nachdem noch andere Beobachter hinzugezogen worden sind, gibt sich der Getäuschte vielleicht zufrieden. Diese Häufigkeit also, mit welcher er jetzt teils durch seinen Gesichtssinn, teils durch seinen Gehörsinn aus dem Munde anderer vernimmt, daß es bloß zehn Schläge gewesen sind, kann ihn bekehren, aber auch sie nicht absolut. Sein einmaliges Hören wird durch die Häufigkeit, mit welcher er jetzt von den elf Schlägen hört, isoliert, und er ist darum jetzt mehr geneigt anzunehmen, daß es eine Sinnestäuschung war, daß er es aber nicht gehört, sondern bloß vorgestellt habe, das wird er auch jetzt noch nicht zugeben. Seinen Kopf wird er nicht mehr einsetzen, weil die Majorität imstande wäre, es ihn den Kopf kosten zu lassen, aber behaupten wird er es immer noch, daß er es gehört habe. Er und andere werden nunmehr den Fehler vielleicht in seinem Organ suchen. Aber selbst wenn sie ihn dort finden, wird zwar das, was sich an den fehlerhaften Sinn anschloß, eine Sinneswahrnehmung sein, aber es wird doch durch nichts gezeigt werden können, daß das Organ ein fehlerhaftes ist und daß die Sinneswahrnehmung eine falsche sei, als durch die Majorität der Sinneswahrnehmungen anderer, die von der seinigen abweichen, und der Organe anderer, die ebenfalls von dem seinigen differieren. In der Tat sind beispielsweise halbwacher

Zustand oder auch Schlingbewegungen oft die Ursache, daß man einmal zuviel zählt und ein Geräusch doppelt hört, einen Teil des Geräusches kurz vor der Schlingbewegung und den andern kurz nach ihr, weil im halbwachen Zustande und bei Schlingbewegungen der Gehörgang momentan verschlossen ist. In einem solchen Falle sind also wirklich zwei Schläge gehört worden, wo der andere nur einen gehört hat, und beide waren Sinneswahrnehmungen. Auf diese Weise werden sich ja wohl viele „Sinnestäuschungen" erklären lassen, aber nur viele, bei weitem nicht alle. Denn es gibt unzählige Sinnestäuschungen, die nicht aus einer Änderung des Organs erklärt werden können, weil eine solche nicht nachzuweisen ist. Jedenfalls aber wird noch der Nachweis vermißt, daß diese Änderungen des Organs und diese Fehler des Sinnes zwar falsche Sinneswahrnehmungen zur Folge haben, daß diese Wahrnehmungen aber ja keine Vorstellungen sind, die sie doch ebensogut sein könnten, wie die des Kindes, das bei offenen Augen träumt. Wie ist folgende Sinnestäuschung zu erklären? Einst besuchte die deutsche Kaiserin die Londoner Oper. „Die Monarchin trug eine meergrüne Robe mit bunten Sträußen übersät", berichtete der eine Reporter. „Das Kostüm der hohen Frau bestand aus einem silberpunktierten Rosa-Kleide", meldete der andere. Ein Dritter aber wußte mitzuteilen: „Ihre Majestät war ganz in schneeiges Weiß gehüllt." Offenbar war hier die künstliche Beleuchtung die Ursache, daß die Farben so verschieden gesehen wurden. Es ist ja bekannt, daß der Maler aus Übung auch bei künstlicher Beleuchtung die Farbennuancen zu unterscheiden weiß, während der Laie Blau und Grün, Blau und Lila usw. meist verwechselt. Jedenfalls brauchen jene Reporter nicht farbenblind gewesen zu sein. Sinnestäuschung nennt man auch das. Aber hier sucht man nicht in den Sinnen selbst und ihren Organen den Fehler, sondern außerhalb der Sinne in der Beleuchtung. Man könnte freilich hier ganz davon absehen, von einer Sinnestäuschung zu sprechen, und alle drei verschiedene Sinneswahrnehmungen als wirkliche richtige Sinneswahrnehmungen gelten lassen, nur in verschiedenen Zeitpunkten und unter verschiedenen Umständen erfolgt. Sinneswahrnehmungen sind ohne Zweifel alle gewesen. Denn die Reporter haben ihre Augen aufgetan und genau zugesehen. Wie trügerisch und unzuverlässig und wechselnd ist doch ein solcher Sinn, der doch als Kriterium der Unterscheidung von Sinneswahrnehmungen und bloßen Vorstellungen fungieren soll!

Wir haben jedoch diese Betrachtungen über die Sinnestäuschungen nur herangezogen, um eine andere Argumentation einzuleiten. Wenn die Sinne durch oft so geringfügige Ursachen in sich und außerhalb ihrer selbst veranlaßt werden, so verschiedene Wahrnehmungen zu erzeugen, wie sie die Sinnestäuschungen sind, die doch als Wahrnehmungen gelten müssen, so ist kein logischer noch realer Widerspruch darin, zu denken oder den Satz aufzustellen: Bloße Vor-



stellungen, Gedächtnisvorstellungen, Erinnerungsgefühle und Phantasiebilder sind Sinnestäuschungen und als solche Wahrnehmungen, Sinnestäuschungen, die nur durch bedeutendere Ursachen in- und außerhalb der Sinne erzeugt werden, als die gewöhnlichen. Oder, wenn man die Sinnestäuschungen als eine besondere Klasse von Sinneswahrnehmungen belassen will: Eigentliche Sinneswahrnehmungen, Sinnestäuschungen und bloße Vorstellungen sind nur verschiedene Arten der Sinneswahrnehmungen.

War der Prophet Hesekiel ohne Sinne, als er die Herrlichkeit Gottes sah mit einer so kühnen, gigantischen, ja bizarren Phantasie, daß sie kaum übertroffen werden kann?[1]) Ohne Zweifel waren seine Sinne vorhanden. So sind sie bei jedem Menschen vorhanden, der dichtet, denkt, gedenkt, sich erinnert, phantasiert, träumt. Die Sinne sind tätig, funktionieren, aber ihre Produktionen sind modifiziert je nach den Umständen, unter welchen sie stattfinden, ganz ähnlich, wie die Sinnestäuschungen modifizierte Produkte der Sinne, modifizierte Sinneswahrnehmungen sind. Und doch gelten die Gesichte Hesekiels ebenso zweifellos als Phantasien, als bloße Vorstellungswelt. Andrerseits hatte der Mann, der vor Gericht beschwor und zwar in gutem Glauben beschwor, sein Schwager habe ihm ein Giftpulver, das gallenbitter geschmeckt und das Wasser schwärzlich gefärbt habe, in letzteres geschüttet, während es sich im weiteren Verlauf der Verhandlung herausstellte, daß er klares Quellwasser zu trinken bekommen hatte, eine wirkliche Sinneswahrnehmung, die doch nicht als Wirklichkeit gilt.

Von allen Wegen der Untersuchung kommen wir zurück mit der Erkenntnis, daß zur Beurteilung, ob eine Perzeption eine Sinneswahrnehmung oder eine Gedächtnis- oder eine Phantasievorstellung ist, die Sinne sich keineswegs eignen. Es ist dieselbe Erkenntnis, die, wie oben schon bemerkt, plump so ausgedrückt werden kann: Ein toter Mensch hat keine Perzeption. Positiv gewendet lautet dieser Satz: Der lebendige Mensch hat alle Perzeptionen von aller Art. Der lebendige Mensch aber ist der Mensch, der mit funktionierenden Sinnen ausgestattet ist. Denn ohne diese funktionierenden Sinne wäre er eben ein toter Mensch. Ohne Sinne können also überhaupt keine Perzeptionen sein. Das will jedoch nur sagen, daß sie nur, wenn man darauf reflektiert, nicht ohne Anschluß an den lebendigen Menschenkörper mit seinen Sinnen sind.

Wenn dagegen nicht darauf reflektiert wird, können große Perzeptionenstrecken recht wohl gänzlich ohne die Perzeption eines Sinnes oder deutlicher ohne einen perzipierten Sinn sein. Wenn beispielsweise ein Kind ein Gedicht aufsagt, so folgen sich nur Wörter, Klänge und die etwaigen sogenannten bloßen Vorstellungen, die sich unter sie mischen, ohne daß vielleicht auch nur ein einziges

[1]) Hesekiel 10.

Mal die Perzeption Auge oder Ohr vorhanden ist. Wenn wir aber den Zusammenhang unserer sogenannten Sinneswahrnehmungen mit unseren Sinnen konstatieren wollen, dann schieben sich diese Perzeptionen ein. „Ich sehe ein Haus." Ich habe die Reihe dieser vier Wortbilder, dann das Bild des sogenannten wirklichen Hauses, dann den Anblick eines gefallenen Knaben, dann den Klang eines Trompetenstoßes, dann nach einer Richtung rennender Menschen, dann eine Feuerflamme, dann der Gedanke an mein Haus, das an einem andern Orte steht, usw. Es folgen sich also „Ich, sehe, ein, Haus (vier Wortbilder), sogenanntes wirkliches Haus, gefallener Knabe, Trompetenstoß, rennende Menschen, Feuerflamme, Vorstellung meines Hauses usw." In einer psychologisch-physiologischen Untersuchung aber wird die Reihe etwa die sein: Ich, sehe, ein, Haus, wirkliches Haus, gefallener Knabe, Feuerflamme, rennende Menschen, offenes Auge oder die Teile des Auges und die Fortsetzung dieser Teile bis zum Gehirn, Vorstellung meines Hauses usw. Oder die einzelnen Perzeptionen in Beziehung zum Körper gebracht: Ich — offenes Auge, sehe — offenes Auge usw. Jedoch nicht: Vorstellung meines Hauses — offenes Auge. Und doch war auch hier das Auge offen. Warum war diese Vorstellung keine Sinneswahrnehmung trotz des offenen Auges, während die anderen Perzeptionen Sinneswahrnehmungen waren? Warum ist es so ganz selbstverständlich, daß bei der bloßen Vorstellung weder das offene Auge noch der ganze physiologische Apparat, obschon sie, wie bei den andern Perzeptionen, vorhanden waren, dennoch gar nicht in Betracht kommen? Hier entsteht ein Problem, wo die gewöhnliche und auch die physiologische Untersuchung etwas als selbstverständlich hinnimmt, nämlich daß die bloße Vorstellung mit dem Sinn nichts zu tun habe. Mit den Sinnen stehen nur die Sinneswahrnehmungen im Zusammenhang, nicht aber die Vorstellungen. Was aber mit den Sinnen in Zusammenhang steht, das sind Sinneswahrnehmungen, alle anderen Perzeptionen sind bloße Vorstellungen. Das ist der Zirkel, der als selbstverständlich hingenommen wird. Wenn wir aber nach dem Kriterium dieser Unterscheidung suchen, so finden wir, wie gezeigt worden ist, auf den verschiedensten Wegen, daß die Sinne dieses Kriterium nicht sein können, weil sich an sie auch die bloßen Vorstellungen anschließen, weil die Grenze zwischen dem, was Sinneswahrnehmung und bloße Vorstellung genannt wird, fließend ist (Sinnestäuschungen) und weil der Abstand zwischen einer Sinneswahrnehmung und einer anderen bisweilen, ja sehr häufig, sogar größer ist als der zwischen dieser und der bloßen Vorstellung derselben.

Noch eine andere Erwägung tritt hier ein. Wenn eine bloße Vorstellung einem andern mitgeteilt werden soll, so muß sie eine andere Gestalt annehmen, gleichsam ein anderes Kleid anziehen. Sie muß in einem sichtbaren oder hörbaren Satze dargestellt werden, oder man muß beispielsweise ein „wirkliches" Haus zeigen. Sie

muß also in Form der sogenannten Sinneswahrnehmung auftreten. Freilich kann dies negativ verwertet werden, indem man daraus den Schluß zieht, daß also eine Vorstellung, um sich an die Sinne des andern anschließen zu können, eine Sinneswahrnehmung werden müsse, und daß demnach alle die Perzeptionen, welche sich nicht ohne weiteres an die Sinne eines anderen anschließen können, bloße Vorstellungen seien. Von diesem Gesichtspunkte aus würde dann auch eine Begründung gefunden sein dafür, warum die Vorstellungen, obwohl sie bei vollem Vorhandensein der Sinne perzipiert werden, dennoch nicht als Sinneswahrnehmungen gelten. Das ist nun allerdings richtig: Meine bloßen Vorstellungen kann ein anderer in keiner Weise perzipieren. Aber dieser Satz ist absolut gültig. Denn, wenn ich meine Vorstellungen in einem Satze ausdrücke, um mich ihm verständlich zu machen, so perzipiert er diesen Satz, und dann tritt bei ihm vielleicht eine ähnliche Vorstellung auf, wie ich sie habe, aber doch nicht die meinige. Sie wird dieser immerhin unähnlich sein in vieler Hinsicht. Dabei ist überhaupt zu beachten, daß er zu dem Satze noch eine Vorstellung perzipiert, daß also der Satz selbst, die sogenannte Sinneswahrnehmung, nicht genügt. Im übrigen kann man ebensowohl sagen, es bedürfe einer Verwandlung dessen, was bloße Vorstellung genannt wird, was aber ebensowohl Sinneswahrnehmung sein kann, in eine Sinneswahrnehmung, um eine von beiden verschiedene, der ersteren aber ähnliche Sinneswahrnehmung zu erzeugen. Denn die Sinne waren nicht nur bei der Perzipierung des Satzes, sondern auch bei den beiden Vorstellungen da, und wir haben keinen Anhaltspunkt dafür, daß sie bei zwei von ihnen außer Tätigkeit, bei einem aber in Tätigkeit gewesen seien. Damit ist also auch nichts anzufangen, daß man sagt, Vorstellungen müssen, um mitteilungsfähig zu werden, sich in Wahrnehmungen verwandeln. Man könnte aber aus der Tatsache, daß bloße Vorstellungen, um mitteilungsfähig zu werden, in einem Satz lesbar oder hörbar ausgedrückt werden müssen und das auch können, daß also eine Verwandlung der sogenannten bloßen Vorstellung in die sogenannte Wahrnehmung und dieser in eine bloße Vorstellung stattfinden kann, eher den anderen Schluß ziehen, daß also die Verwandtschaft zwischen beiden eine intimere sein müsse und die Unterschiede nicht die verschiedener Arten, sondern nur die verschiedener Varietäten seien. Damit ist natürlich der tatsächliche Unterschied zwischen Sinneswahrnehmungen und bloßen Vorstellungen nicht beseitigt oder auch nur geleugnet, sondern nur nachgewiesen, daß er anders als durch die Sinne begründet werden muß.

Nichts in der Welt gilt als unzuverlässiger als unsere Sinne. Wir vertrauen ihnen so fest, und doch täuschen sie uns so oft. Die Unsicherheit der Sinne finden wir nicht darin, daß wir beispielsweise bei geschlossenen Augen nicht roten von weißem Wein unterscheiden können. Denn bei offenen Augen würden wir mit Sicherheit den

Unterschied machen können. Es geht nicht an, die Unsicherheit der Sinne dadurch nachzuweisen, daß ein Sinn isoliert wird, und nur wenn das Zusammenwirken der Sinne irrt, kann man von Sinnestäuschung reden. Hier handelt es sich jedoch darum, scharf zu betonen, daß die Sinne da am unzuverlässigsten sind, wo sie am zuverlässigsten sein sollten, nämlich in dem Amte, in welchem sie Sinneswahrnehmungen von bloßen Vorstellungen zu unterscheiden haben.

Der Farbenblinde sieht blau statt grün, vielleicht sogar rosa statt grün. Und derselbe Farbenblinde soll mit denselben Sinnen eine Sinneswahrnehmung von einer bloßen Vorstellung unterscheiden können! Man wird natürlich sagen: Das ist ein abnormer, pathologischer Zustand. Damit gibt man aber nur Worte statt einer Erklärung. Denn wenn sich so falsche Wahrnehmungen, wie rosa statt grün, an die Sinne anschließen können, warum sollen sich nicht auch solche Wahrnehmungen anschließen können, die wir für gewöhnlich bloße Vorstellungen nennen?

Psychologie, Ethnographie, Medizin, Religionsgeschichte beschäftigen sich vielfach mit dem Problem der Ekstase. Die Literatur darüber ist bereits sehr umfangreich. Für den Mediziner ist die Ekstase ein pathologischer Zustand. Wenn das Gehirn überreizt ist, täuscht der Sehnerv Gesehenes, der Gehörnerv Gehörtes vor. Es fragt sich nun, ob das von beiden Produzierte wirkliche Sinneswahrnehmungen oder bloße Vorstellungen sind. Der Mediziner leugnet nicht, daß die Sinne dabei tätig sind. Sie sind nur selbst in einem abnormen Zustand. Damit kommen wir aber erkenntnistheoretisch nicht aus den Schwierigkeiten heraus: Die Sinne produzieren bald Perzeptionen, die wir ohne weiteres als wirkliche Wahrnehmungen gelten lassen, bald Perzeptionen, denen wir nur das Prädikat scheinbarer, trügerischer, unwirklicher Wahrnehmungen geben und zuerkennen.

Was gibt Goethe das erkenntnistheoretische Recht, zu unterscheiden zwischen dem Auge des Geistes und des Leibes, indem er erzählt: „Ich sah nach dem Abschied von Friederike auf dem Heimritt — nicht mit den Augen des Leibes sondern des Geistes mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold.“?[1]) Diese Vision schloß sich ebensowohl an seine Sinnesorgane, die er doch nicht bei Friederike gelassen hatte, an, wie alle anderen Wahrnehmungen, die er auf dem Heimritt noch gemacht haben mag. Der einzige Unterschied ist der, daß die Wahrnehmung jener Vision eine Wahrnehmung gewesen ist, die vorher noch nie bei ihm stattgefunden hatte, während jene andern Wahrnehmungen etwa der Straße, der Bäume, der Wiesen, der Weiden und Bäche sowohl

---

[1]) Goethe, Aus meinem Leben, Ende des 11. Buches.

früher als auch beim Heimritt sich hundert- und tausendmal wiederholten. Damit ist aber nicht gesagt, daß, wenn man in jenem Momente die Nerven Goethes untersucht hätte, diese nicht andere Zustände, andere Bilder gezeigt haben würden, als in sogenannten normalen Verhältnissen. Das gibt jedoch noch kein Recht, jenen Zustand anormal oder pathologisch, diesen aber normal zu nennen in dem Sinne, daß jene Sinnesbeschaffenheit diejenige sei, welche Wahrnehmungen hervorbringt, während diese nur phantastische Vorstellungen erzeuge. Gewiß wird man sagen, Goethe sei sich doch selbst bewußt gewesen, eine Sinnestäuschung oder auch etwas Nichtsinnliches erlebt zu haben. Darauf ist zu erwidern, daß Goethe, als er von Friederike heimritt, und auch als er von dem Heimritt in Wahrheit und Dichtung erzählte, nicht erkenntnistheoretische und psychologische Untersuchungen vornehmen wollte, sondern sich im Gleise der gewöhnlichen unphilosophischen Auffassung hielt, die dahin geht, eine so seltene Perzeption sei eine bloße Vorstellung, mit welcher die Sinne nichts zu tun haben selbst dann, wenn alle Sinne dabei gewesen sind. Hätte Goethe erkenntnistheoretische Erwägungen angestellt, so hätte er zweifellos bemerken müssen, daß seine Sinne zugegen waren, während gerade das, was nach ihm allein tätig gewesen sein soll, der Geist, etwas ist, was er in Wirklichkeit gar nicht bemerken konnte, daß es also erkenntnistheoretisch weit mehr begründet ist, das, was er gesehen hat, als eine sinnliche Wahrnehmung zu bezeichnen, denn als ein Produkt oder eine Perzeption des Geistes.

Sicherlich hatte sich Dickens, wenn er nächtlich durch die Straßen Londons wanderte und seine „dichterischen" Gestalten mit ihm gingen zur Linken und zur Rechten, plastisch, greifbar, vorher nicht geblendet, nicht das Trommelfell zerstört, die Nase entfernt, die Zunge herausgeschnitten und die Haut abgezogen, und war in allen diesen Stücken der Dickens, der er am Tage war. Seine Sinne lebten und waren nicht tot, und das, was er in den Straßen Londons sah, kann doch nicht gut Nichtwahrnehmung und bloße Vorstellung sein, da er doch keinen einzigen seiner Sinne daheim gelassen, sondern alle ohne Ausnahme mitgenommen hatte.

Hören wir eine Ausführung über Johannes, den Verfasser der Apokalypse: „Wenn dem Johannes der Herr erscheint, so kann nur der uninteressierte und kalte Beobachter an der Konstatierung eines Hirngespinstes seine Freude haben; für uns gilt es die Stimmung der Liebe, Sehnsucht und Treue nachzuempfinden, aus der die Vision entstand, und wir werden uns freuen dürfen, daß dem Ringenden und Fragenden durch die Organisation seiner Natur eine Antwort zu teil ward, die ihn beseligte und mit der er vielen seiner Zeitgenossen und Späteren eine Hilfe und ein Trost werden konnte. Sehr interessant ist es, die Reflexionen und Vorstellungen zu verfolgen, mit denen die Alten sich solche Erlebnisse zurechtlegten und

zu erklären suchten. Auch sie sind völlig überzeugt, daß es sich um nicht normale Dinge handelt. Der natürliche Mensch kann mit seinen Augen und Ohren himmlische Dinge nicht wahrnehmen. Nach der hier vorliegenden Anschauung wird Johannes zu diesen übernormalen Wahrnehmungen dadurch befähigt, daß der Geist von ihm Besitz ergreift. Wie in dem Besessenen ein Dämon haust, aus ihm redet und handelt, so erlebt er eine Einwohnung des Prophetengeistes; wie der Dämon dem Besessenen übermenschliche Kräfte verleiht, so kann der Prophet nun Dinge wahrnehmen, die ihm im alltäglichen Zustande verborgen bleiben; er sieht und hört jetzt wie ein himmlisches Geistwesen. Während nun aber hier der erhöhte Christus zu ihm auf die Insel herabsteigt, um sich ihm zu offenbaren, wird 4, 1 und 2. Kor. 12 der Vorgang so gedacht, daß der Seher selber, sei es in voller Körperlichkeit, sei es nur mit der Seele, entrückt und an den Ort der himmlischen Geheimnisse versetzt wird. Die Naivetät und Unwissenschaftlichkeit dieser Vorstellungen darf uns nicht veranlassen, den Ernst und die Wichtigkeit des Erlebnisses für diese Männer selber in Zweifel zu ziehen. Es waren große, bald selige, bald schreckliche Erfahrungen, unter deren Wucht sie sich beugen und deren Impuls sie einen außerordentlichen Einfluß auf ihr Leben gestatten (Offenb. 1, 9—20)."

Das alles kann uns erkenntnistheoretisch nicht rühren. Waren die Sinne des Johannes, als er die Visionen hatte, nicht verschwunden und vernichtet — und das waren sie nicht —, so wäre nachzuweisen, daß sie in keiner Weise an dem beteiligt waren, was Johannes gesehen und gehört hat.

Übrigens ist es nützlich, einmal den Versuch zu machen, ohne die Sinne einen Gedanken zu haben oder sich Vorstellungen zu machen. Werden zu diesem Zwecke die Augen geschlossen, so wird es noch recht wohl gelingen. Werden aber die Augen mit aller Kraft geschlossen und die Ohren zugehalten, so wird es schon weniger leicht von statten gehen. Hält man die Nase auch noch zu oder läßt man sie sich zuhalten, werden überdies die Lippen festgeschlossen, und könnte überdies noch das Tastorgan der Haut außer Funktion gesetzt werden, so werden nicht bloß Hören und Sehen vergehen, sondern auch die Kunst, Vorstellungen zu bilden.

Es ist kein Zweifel, nicht bloß die sinnlichen Wahrnehmungen, sondern auch der ganze menschliche Intellekt, ja sogar das ganze seelische und geistige Leben, also auch die bloßen Vorstellungen stehen in engem Konnex mit den Sinneswerkzeugen, Nerven, Ganglien etc. Beispielsweise sind Tobsucht und Entzündung des Gehirns, Blödsinn und Wasserkopf immer beisammen. Wie können nun, während doch alle Perzeptionen ohne Ausnahme mit Gehirn, Ganglien, Nerven und Sinneswerkzeugen so eng verbunden sind, also nicht bloß die normalen Sinneswahrnehmungen, sondern auch die Wahrnehmungen des Wahnsinns, der Vision, der Halluzination, der Ekstase,

der Dichtung, des Traumes usw., die Sinne zum Erkennungszeichen der sinnlichen Wahrnehmungen im Unterschiede von allen sonstigen Perzeptionen gemacht werden? Das Wort Humes: „'Tis absurd therefore, to imagine the sense can ever distinguish betwixt ourselves and external objects“[1]) wenden wir auf die Sinne an, sofern sie unterscheiden sollen nicht zwischen uns selbst und äußeren Gegenständen, sondern zwischen Perzeptionen als Sinneswahrnehmungen und Perzeptionen als bloßen Vorstellungen des Gedächtnisses und der Phantasie.

In einer wissenschaftlichen Abhandlung nehmen sich Verse gewiß nicht gut aus, wenn sie jedoch als Material dienen, so sind sie ebenso gewiß zu zitieren erlaubt, besonders wenn sich daraus eine Beobachtung entnehmen oder erhärten läßt. Die folgenden Verse sind von Uhland:

„Was wecken aus dem Schlummer mich für süße Träume doch?
O Mutter, sieh, wer mag es sein in später Stunde noch?“
„Ich höre nichts, ich sehe nichts, o schlummre fort so lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt, du armes, krankes Kind.“
„Es ist nicht irdische Musik, was mich so freudig macht,
Mich rufen Engel mit Gesang, o Mutter, gute Nacht!“

Das Kind hört in einem solchen Falle die Klänge wirklich, sinnlich, wie es die Stimme der Mutter hört und wie die Mutter des Kindes Stimme vernimmt. Das Kind ist krank, gewiß, aber seine Sinne sind nicht tot. Auch sie sind krank, gewiß, aber darum sind seine Wahrnehmungen nicht weniger Wahrnehmungen. Wenn alles in der Welt so gut beobachtet werden könnte, wie die Tatsache, daß das Kind hier sinnlich wahrnimmt, so stünde es um die realen Erkenntnisse vortrefflich. Kranke Sinne sind immer noch tätige Sinne, und was sie wahrnehmen, ist Sinneswahrnehmung, wenn es auch andere ist als die gesunder Sinne. Nimmer wird man wissenschaftlich behaupten können, die Klänge, die das Kind in obigem Falle höre, seien bloße Vorstellungen.

Vielleicht läßt sich medizinisch behaupten und nachweisen, daß der Fiebernde, der Wahnsinnige, das Genie, der religiöse Mensch, der Gespensterseher usw. nicht völlig oder gar nicht normale Menschen sind, daß beispielsweise die Kluft zwischen Genie und Wahnsinn nicht allzugroß ist, ja diese alle kranke Menschen sind. Aber damit ist erkenntnistheoretisch gar nichts ausgemacht. Denn diese Kranken haben Sinne und, was sie zu sehen und zu hören glauben, sehen und hören sie sinnlich. Abgesehen davon, daß nach diesem medizinischen Begriff ungemein viele Menschen, die sinnliche Wahrnehmungen haben, krank sind oder anormal, müßten auch diejenigen, welche sich irren und sich täuschen in ihrer sinnlichen Wahrnehmung, die in bestimmten Fällen andere Wahrnehmungen haben

---

[1]) Hume, Treatise by Green a. Gr. S. 481.

als die Majorität der anderen, wenigstens für den Moment, in welchem sie sich irren oder sich täuschen, zu den Kranken gerechnet werden. Aber das würde nicht hindern, daß auch ihre Irrtümer und Täuschungen Sinneswahrnehmungen sind. Alle Perzeptionen von der Wahrnehmung eines Elefanten an bis zur höchsten und sublimiertesten Idee sind, sofern die Sinne als Kriterium anerkannt werden, Sinneswahrnehmungen, und bloße Vorstellungen sind dann weiter nichts als, wie oben schon bemerkt, variierte Sinneswahrnehmungen, nicht aber andere fest abgegrenzte Arten von Perzeptionen. Ein Bauer, der Pferd, Pflug, Acker, Saat usw. perzipiert, hat sinnliche Wahrnehmungen, ebenso aber auch der Philosoph, welcher Mores Utopie liest. Beim Lesen perzipiert er die ganze Utopie sinnlich in den Wortbildern, ebenso beim Hörenlesen in den Klängen, und auch beim Überdenken schlafen seine Sinne nicht. Er sieht und hört die Utopie immer noch, nur anders, als vorher, und wieder anders, als er sie sehen und hören würde, wenn er sie als sogenannten wirklichen Staat mit sogenannten wirklichen Menschen sehen und hören würde.

„Ich sehe meinen Freund noch auf dem Schiffe stehen und mit dem Hute winken", sagt der Erzähler, und er sagt recht daran. Er sieht ihn wirklich noch, nur etwas anders als damals, als das Schiff nicht weit von ihm entfernt war. Sieht er das Schiff noch, wenn er am Horizont den Punkt sieht? Er sieht nur den Punkt. Trotzdem sagt man, er sieht das Schiff noch am Horizont. Und das soll kein Sehen des Schiffes sein, wenn es bei der Gedächtnisperzeption zwar nicht gesehen wird genau so, wie es auf ein paar Meter Entfernung gesehen worden ist, aber doch weit ähnlicher, als ein Punkt einem Schiffe je sein kann. Nun wird man sagen: Fahre dem Punkte mit der doppelten Anzahl Knoten in einer bestimmten Zeit nach, so wirst du ihn einholen und sehen, daß er das Schiff ist. Nicht so bei der Gedächtnisvorstellung von dem Schiffe. Du kannst hundertmal an den Ort gehen, wo das Schiff deinen Augen entschwand oder wo es abgefahren ist, so findest du dort weder jenen Punkt noch das „wirkliche" Schiff, sondern nur deine Gedächtnisvorstellung. Das ist nicht ganz richtig. Denn wenn wir jetzt mit der deutlichen Gedächtnisvorstellung mit dreifacher Geschwindigkeit in der Richtung fahren, in welcher das Schiff uns verlassen hat, so werden wir, wenn es seinen Kurs eingehalten hat, bald nicht bloß den dem Gedächtnisbilde entsprechenden Punkt, sondern auch das dem Gedächtnisbilde entsprechende Schiff sehen, die beide den Gedächtnisperzeptionen Punkt und Schiff ähnlicher sind, als die sogenannten sinnlichen Wahrnehmungen Schiff und Punkt jemals einander ähnlich sein können.

Es ist also hier kein Einwand dagegen zu finden, daß alle diese verschiedenartigen Vorstellungen oder vielmehr Perzeptionen Wahrnehmungen sind, immer jedoch eine ein wenig anders als die andere.

Zuerst die Wahrnehmung des Schiffes bei der Abfahrt, dann die des Schiffes in einer gewissen Entfernung, dann die des Schiffes in größerer Entfernung, dann die des Schiffes in größter Entfernung, dann die eines größeren Punktes, dann die eines kleineren Punktes, dann die des Schiffes als sogenannte Gedächtnisvorstellung, dann vielleicht bei der Rückkehr des Schiffes oder beim Einholen desselben sich einstellende Perzeption des „wirklichen" Schiffes. Man denke aber nicht, daß die Perzeption des letzteren ganz gleich sei der Perzeption des „wirklichen" Schiffes, wie es vorher im Hafen lag oder abfuhr. Wenn auch sehr ähnlich geblieben, ist die Perzeption jetzt doch bedeutend verändert, so daß es sein kann, daß die sogenannte Gedächtnisvorstellung der ersten Perzeption des sogenannten „wirklichen" Schiffes ähnlicher ist, als die letzte Perzeption des sogenannten „wirklichen" Schiffes der ersten ähnlich ist. Jedenfalls aber kann nicht das Geringste beobachtet werden, das ein Anhaltspunkt dafür sein könnte, daß die Sinne hier ein wirkliches, brauchbares Einteilungsprinzip für die Unterscheidung der Perzeptionen in sinnliche Wahrnehmungen und bloße Vorstellungen abgeben, da sie doch überall dabei waren. Wenn man aber sagt, als das Schiff nur noch als Punkt am Horizont sichtbar war und dann ganz verschwand und verschwunden war, machte das Auge große Anstrengungen, noch etwas von dem Schiffe zu erkennen, und konnte doch nichts mehr erkennen, so kann dagegen gefragt werden, ob denn das Gedächtnisbild des Schiffes, das bei diesem angestrengtesten Ausblick und bei dieser gespanntesten Aufmerksamkeit zweifellos ganz allein vorhanden war, nichts gewesen sei, dieses Einzige, was eben diese Aufmerksamkeit erzielte. Man wird sagen, zweifellos sei diese Gedächtnisperzeption dagewesen, sogar allein dagewesen, aber sie sei nicht von der Aufmerksamkeit erzielt worden, überhaupt durch keinerlei Sinnentätigkeit entstanden, sondern eben durch das Gedächtnis hinzugekommen. Dies kann gelten gelassen werden für den Fall, daß man das Gedächtnis und seine Produkte genau aufzeigen kann und den Unterschied zwischen Gedächtnis und Sinnentätigkeit für jeden überzeugend darzustellen vermag, wobei es natürlich ausgeschlossen sein muß, daß dieser Unterschied nun wieder durch jene Unterschiedenheit von Sinneswahrnehmungen und bloßen Vorstellungen erwiesen wird, weil das ein offenbarer Zirkel wäre. Da man das aber nicht kann, so hat das sogenannte Gedächtnisbild, weil es bei jener gespanntesten Aufmerksamkeit des Gesichtssinnes und bei dessen angestrengtester Tätigkeit ganz allein vorhanden war, den allergrößten Anspruch darauf, zu den Sinneswahrnehmungen gerechnet zu werden, und nichts steht vorläufig diesem Anspruch entgegen als die Tatsache, daß es nicht dazu gerechnet wird. Warum wird es trotz größter Ähnlichkeit, trotz seines alleinigen Daseins und trotz der gespanntesten Aufmerksamkeit des Auges nicht als sinnliche Wahrnehmung angesehen?

Es könnte eingewendet werden: Zugegeben, die Gedächtnisperzeption sei eine sinnliche Wahrnehmung, so schließt diese Wahrnehmung sich doch höchstens nur an den Gesichtssinn an, so daß sie von den anderen Sinnen als sinnliche Wahrnehmung nicht kontrolliert werden kann. Sehr wohl, aber die Farben schließen sich dem Gehörsinn auch nicht an und gelten doch allgemein als Sinneswahrnehmungen. Aber sie können wenigstens auf der Palette getastet werden? Die Unterschiede der Farben aber wohl kaum. Wir dürfen jedoch das Beispiel nur besser wählen, so ist dieser Einwand widerlegt. Die Sterne sind Wahrnehmungen eines einzigen Sinnes, des Gesichtssinnes. Sie werden nicht gehört, nicht getastet, nicht gerochen und nicht geschmeckt, sondern nur durch den Gesichtssinn wahrgenommen. Trotzdem wird ihr sinnlicher Wahrnehmungscharakter nicht angezweifelt. Es gibt also sinnliche Wahrnehmungen, die allgemein als solche gelten, obschon sie nur an den Gesichtssinn allein sich anschließen.

Ein anderer Einwand könnte so lauten: Auf sinnliche Wahrnehmungen und mittelst ihrer können Handlungen ausgeübt werden, nicht auf bloße Vorstellungen und mittelst bloßer Vorstellungen. Das ist von vornherein nicht ganz richtig, insofern die bloßen Vorstellungen bei den wirklichen Handlungen eine große Rolle spielen. Auch ist hier die Frage nur zurückgeschoben. Es fragt sich eben wieder, warum die einen Handlungen sinnliche, die anderen nicht sinnliche sind. Denn die Handlungen, welche auf bloße Vorstellungen und mittelst ihrer ausgeübt werden, können bloße Vorstellungen oder bloß vorgestellte Handlungen oder sinnliche sogenannte wirkliche Handlungen sein.

Zum Schlusse sei eine Tatsache nicht übersehen, die an einem Beispiel dargestellt werden soll. Es ist eine allgemeine Unterrichtserfahrung, daß Kinder beim Hersagen eines Gedichtes in vielen Fällen die Augen starr und weit aufgerissen auf einen Punkt gerichtet halten, beispielsweise auf eine Landkarte oder auf einen Teil derselben. Trotzdem sehen sie nicht die Landkarte, oder diese ist doch wenigstens nicht dominierend in der Summe ihrer Perzeptionen, sondern die Perzeptionen des Gedichtes sind das weitaus Vorherrschende. Das Auge ist genau so scharf auf die Karte gerichtet und behält diese Richtung genau so unverwandt bei, wie das Auge des Jägers, der ein Wild erspäht hat, auf dieses gerichtet ist und diese Richtung beharrlich beibehält, oder wie das Auge des Kapitäns eines Kriegsschiffes, der ein feindliches Wimpel am Horizont erblickt, scharf auf dieses gerichtet ist und bleibt. Trotzdem gilt das, was der Kapitän und der Jäger sehen, als sinnliche Wahrnehmung, das aber, was das Kind mit Ausnahme des Kartenteiles sieht, als Gedächtnisvorstellung. Es wird von uns zugegeben, daß das Kind die Karte bisweilen sieht während des Hersagens des Gedichtes, und daß die Wahrnehmung der Karte bisweilen die Reihe und den Fluß der Vorstellungen des

Gedichtes unterbricht. Diese Unterbrechungen würden auch stattfinden, wenn das Kind, anstatt seine Augen auf die Karte zu heften, sie planlos herumirren lassen würde. Nur würde in diesem Falle der glatte Fluß des Rezitierens mehr gestört werden als in dem ersten, da jetzt ganz verschiedene und darum überraschende Vorstellungen den ruhigen Fluß des Gedichtes viel rücksichtsloser und störender unterbrechen würden, als wenn immer dieselbe oder eigentlich ähnlichste Perzeption dazwischen tritt. Das läßt sich hören, und ich glaube, daß es ganz richtig ist. Nur das eine bleibt dabei unklar, nämlich, wo denn der Gesichtssinn in den Intervallen zwischen den sinnlichen Wahrnehmungen der Wandkarte eigentlich hingeraten ist. Er kann doch wohl nicht in einer Versenkung verschwunden sein, um dann beim nächstmaligen Wahrnehmen der Landkarte, wie ein deus ex machina, wieder zu erscheinen, jedoch nur auf einen sehr kurzen Augenblick, worauf er wieder versinkt, um dann wieder zu erscheinen und ebenso rasch wieder zu verschwinden. Bei einer solchen Sachlage müßte zugestanden werden, daß der Gesichtssinn ein sehr gewandter Geselle ist, da er doch so rasch verschwinden und wieder erscheinen kann, auch ein Taschenkünstler, da er uns vorgaukelt, er sei da, während er doch bereits verschwunden ist. Denn während er verschwunden sein soll, ist doch sein Organ, das Sinneswerkzeug des Gesichtes, das Auge, in derselben gespannten Aufmerksamkeit auf die Karte gerichtet geblieben, in welcher es vorher auf dieselbe gerichtet war.

Doch diese Beobachtung kann nicht bloß an Kindern, sondern auch an Philosophen gemacht werden. Kant faßte bekanntlich, wenn er ruhig denken wollte, den Knopf einer Kirchturmspitze fest und genau ins Auge. Als dieser Knopf einmal behufs Reparatur heruntergenommen worden war,[1]) wollten die Gedanken Kants sich nicht mehr ordnen, so daß Kant in große Aufregung geriet. Zur Erklärung ließe sich nur das oben Angeführte wiederholen. Kants Sinne waren bei seinen feinsten Ideen nicht verschwunden, sondern, wenn die Sinne das Kriterium sein sollen für die Unterscheidung seiner feinsten Ideen von der Sinneswahrnehmung des Knopfes, so können diese Ideen mit demselben Rechte als Sinneswahrnehmung betrachtet werden, wie das Sehen des Kirchturmknopfes, auch wenn wir noch nicht in Betracht ziehen, ob die Ideen von innen erzeugt werden oder von außen her entstehen.

Die Untersuchung nötigt uns also, bei der erkannten Tatsache stehen zu bleiben, daß die Sinne nicht befähigt sind, zwischen sinnlichen Wahrnehmungen und bloßen Vorstellungen die Grenzlinie zu ziehen. Denn nicht bloß die sogenannten Sinneswahrnehmungen schließen sich ausnahmslos an die Sinne und den ganzen eigenen

---

[1]) Nach einer andern Version verdeckten die Bäume im Nachbargarten den Knopf.

Körper an, sondern auch die feinsten Ideen der größten Philosophen sind nicht und werden nicht perzipiert ohne die Sinne, die Sinneswerkzeuge und den eigenen Körper.[1])

Weil aber nichtsdestoweniger die Tatsache bestehen bleibt, daß zwischen sogenannten sinnlichen Wahrnehmungen und bloßen Vorstellungen ein Unterschied ist, so gehen wir jetzt zur Untersuchung des zweiten Satzes über, der sich uns oben als Unterscheidungsprinzip angeboten hat: Die Sinneswahrnehmungen unterscheiden sich dadurch von allen andern Perzeptionen, daß sie sich alle an die körperliche Außenwelt anschließen.

4. Die Perzeptionen und die Außenwelt.

Descartes sagt: „Früher habe ich vieles für ganz gewiß und offenbar angenommen, was ich doch später als zweifelhaft erkannt habe. Was ist dies gewesen? Es war die Erde, der Himmel, die Gestirne und alles übrige, was ich durch die Sinne wahrnahm. Was aber wußte ich von ihnen deutlich? Nichts, als daß die Vorstellungen oder Gedanken solcher Dinge meiner Seele vorschwebten, aber daß solche Vorstellungen in mir seien, leugne ich auch jetzt nicht. Etwas anderes aber war es, was ich behauptete und was ich bei meiner Gewohnheit zu glauben klar zu wissen meinte, aber in Wahrheit nicht wußte, nämlich daß gewisse Dinge außerhalb meiner bestehen, von denen jene Vorstellungen ausgingen und denen sie ähnlich waren.“ [2]) In der Tat, wenn es eine solche Welt außerhalb meiner, eine Welt gewisser Dinge geben würde, von denen die Perzeptionen als Sinneswahrnehmungen ausgingen und denen sie ähnlich wären, dann brauchte man nur diese Welt genau zu kennen und dann die Wahrnehmungen und die andern Perzeptionen mit ihnen zu vergleichen. Was ihr ähnlich wäre, das würde dann Sinneswahrnehmung sein, was nicht, bloße Vorstellung und Idee. Aber schon, wenn es sich darum handelte zu konstatieren, was denn nun wirklich von der Außenwelt ausgehe und was nicht, würde es ähnliche Schwierigkeiten geben, wie die, welche wir bereits behandelt haben. Die schwierige Frage, welche Perzeptionen sinnliche Wahrnehmungen und welche bloße Vorstellungen sind, wäre nur verwandelt in die andere nicht minder schwierige: Welche Perzeptionen gehen von der Außenwelt, von den Dingen außerhalb meiner aus und welche nicht? Insofern die Sinne, Sinneswerkzeuge und der menschliche Körper auch zur Außenwelt gehören würden, wäre das dann dieselbe Frage,

---

[1]) Wie leicht man an derartigen Untersuchungen vorübergehen kann, sehen wir an Rousseau: „Alles, was ich mit den Sinnen wahrnehme, ist Materie, und ich leite alle wesentlichen Eigentümlichkeiten der Materie von jenen sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften her, durch welche sie sich mir bemerkbar machet.“ Emil II, Reclam S. 127.

[2]) Descartes, Ausg. Kirchmann 2. Abt. S. 47.

wie die: Welche Perzeptionen werden von den Sinnen erzeugt und welche nicht? Diese Frage ist schon beantwortet, freilich nicht positiv, was unmöglich ist, sondern negativ, was allein möglich ist. Leichter wird die Beantwortung der Frage dadurch, daß die Ähnlichkeit zwischen Vorstellung oder Wahrnehmung und Außenwelt als weiteres Kriterium, wenigstens nach der Auffassung des Descartes hinzukommt. Mit diesem Kriterium läßt sich scheinbar eher etwas anfangen. Man braucht ja bloß zu vergleichen. Aus dieser Vergleichung müssen die Unterschiede auch vor den Augen des Laien ganz von selbst entspringen. Aber leider ist diese Welt außerhalb meiner, außerhalb der Perzeptionen Erde, Himmel, Gestirne etc. nicht sehr leicht zu erkennen, und darum ist die Vergleichung mit ihr doch nicht so leicht, wie man ohne Rücksicht auf diese Tatsache annehmen könnte, sondern ganz im Gegenteil eine außerordentlich schwierige Sache. Ja, wenn wir die Außenwelt ebensowohl kennen würden, wie unsere Perzeptionen, so möchte es Vergnügen bereiten, diese genau bekannten Perzeptionen mit der genau bekannten Außenwelt zu vergleichen. „Wenn ich jetzt einen Lärm höre oder die Sonne sehe oder das Feuer fühle“, sagt Descartes, „so habe ich bis jetzt angenommen, daß diese Vorstellungen von gewissen Dingen außerhalb meiner kommen.“ Wir hören dann weiter, daß er, der dieses Ausgehen von gewissen Dingen außerhalb seiner nicht etwa beobachtet, sondern nur angenommen hat, auch das Kriterium der Ähnlichkeit nur angenommen, nicht aber beobachtet hat, und daß ihn zwei Gründe dazu bestimmten: „Es geschieht nämlich, weil ich von Natur so belehrt bin, und weil ich außerdem bemerke, daß diese Vorstellungen nicht von meinem Willen, also auch nicht von mir abhängen; denn ich bemerke sie oft auch ohne daß ich es will.“ Von diesen beiden Gründen wird der zweite noch in einem eigenen Abschnitt untersucht werden müssen, mit dem ersten aber, nämlich, daß mich die Natur so belehrt, läßt sich absolut nichts anfangen. Descartes hat also nicht ein Prinzip für die Existenz der Außenwelt, sondern mehrere. Nicht die Ähnlichkeit reicht hin, das Dasein gewisser außerhalb meiner selbst befindlichen Dinge darzutun oder den Unterschied zwischen Sinneswahrnehmung und bloßer Vorstellung klar an den Tag zu bringen, sondern die Unfreiwilligkeit der Gefühle muß noch hinzutreten. Das unfreiwillige Gefühl der Wärme beispielsweise veranlaßt erst zu der Annahme, daß das Wärmegefühl von einem von mir verschiedenen Gegenstande herkommt und „daß jener Gegenstand seine Ähnlichkeit und nicht etwas anderes mir einflößt“. Dazu kennt Descartes noch eine andere Gewißheit der Außenwelt, nämlich die moralische, „daß man an ihnen (den Dingen außerhalb meiner), ohne verkehrt zu sein, nicht zweifeln kann“. Der hinreichende Grund aber für die metaphysische Gewißheit ist ihm das Dasein Gottes.

Gewöhnlich wird die Frage nach dem Dasein der Außenwelt so gestellt: Sind die Gegenstände, welche unsere Sinne wahrnehmen,

die Dinge schlechthin? Dabei scheint es ohne weiteres festzustehen, welche Perzeptionen unsere Wahrnehmungen sind. Gerade das wird hier als für nicht ohne weiteres ausgemacht gehalten; vielmehr wird hier danach gefragt, ob es Dinge schlechthin gibt, die uns sagen können, welche Perzeptionen von ihnen gewirkt sind, und darum als Wahrnehmungen gelten müssen. Auch wird jene Frage oft so beantwortet: Entweder sind die Gegenstände, welche unsere Sinne wahrnehmen, die Dinge schlechthin, oder es sind Hirngespinste, Halluzinationen, Träume, Sinnesdichtungen. Andere sagen: Die Gegenstände, die unsere Sinne wahrnehmen, sind weder die Dinge schlechthin noch sind sie bloßer Schein, Halluzinationen, Träume, Sinnesdichtungen oder Hirngespinste, sie sind vielmehr treue Abbilder oder nur Wirkungen von Dingen, unsere Zustände, in die sie uns versetzen. In diesem letzteren Falle gelten die Dinge an sich meist als unerkannte, ja unerkennbare Urdinge. Die verschiedensten Bilder und Analogien sollen dann das Verhältnis zwischen den Wahrnehmungen und den Dingen an sich darstellen oder begreiflich machen. So gelten die Wahrnehmungen beispielsweise als Übersetzungen der Sprache der Dinge in die Sprache der Sinne, eine Analogie, vor welcher einen Erkenntnistheoretiker ein wahrer Schauder ergreifen muß. Andere reden gar analogisch von einem Klavierspiel, das von der „Außenwelt" gespielt werde. Alle diese Gleichnisse sind sehr, ja äußerst verführerisch, und darum sollten auf erkenntnistheoretischem Boden Analogien und Gleichnisse, wenn nur irgend möglich, ja vielleicht durchaus strengstens verpönt sein.

Selbst für so scharfe Denker, wie Liebmann, bedeutet die Analogie eine Sirene, die ihn, wenn auch nur für einen Augenblick und ohne ihn völlig in Bann zu nehmen, weglockt vom Ziele in die poetische Grotte des erkenntnistheoretischen Mythus. Es klingt und singt eben zu schön: „Die Gesamtheit unserer Sinne ist die Klaviatur, auf der die Außenwelt spielt. Die Empfindungen haben mit der draußen spielenden Außenwelt nicht die geringste Ähnlichkeit." Was scheint nach einem solchen Satze bekannter zu sein als die Außenwelt? Und doch ist diese Außenwelt nach Liebmann nur ein unbekanntes X. Sobald von Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit, wohl gar, wie hier, im Superlativ gesprochen wird, müssen doch allermindestens die beiden zu vergleichenden Gegenstände bekannt sein. Das ist die unumgängliche und unerläßliche Grundbedingung, ohne welche eine Vergleichung selbst nichts weiter ist als eine sehr müßige Spielerei. Wo aber eins von ihnen nicht bekannt ist, da sind auch die negativen Prädikate völlig fingiert und darum gänzlich wertlos. Daß aber die Außenwelt, also der eine Gegenstand, ganz und gar unbekannt ist, das gibt derselbe Denker vollkommen zu, wenn er sagt, „daß bei allen unsern empirischen Erkenntnissen und wissenschaftlichen Theorien bereits das menschliche Bewußtsein mit seinem sinnlichen Anschauungsvermögen und logischen Verstandsapparat vorausgesetzt

ist, und daß wir auf keine Weise Sicherheit darüber zu gewinnen imstande sind, was eigentlich hinter der in dieser Anschauung und diesem Verstandesapparat gesetzlich entspringenden Bilder- und Gedankenwelt stecken mag". In den beiden erwähnten Sätzen Liebmanns ist ein offenbarer Widerspruch enthalten. So kann es geschehen, daß auch solche Denker, die beharrlich zu Fuß gehen, sich plötzlich auf den Flügeln der Poesie erheben. „So steckt Musik in Flut und Stein, in Feu'r und Luft und allen Dingen; Aber willst du vernehmen das Klingen, mußt du eben ein Dichter sein." Auch der Philosoph und, was man am wenigsten glauben möchte, der Erkenntnistheoretiker hat schwache Stunden, wo er mit Schiller denkt: „Ohne die Leier im himmlischen Saal ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl." Man könnte diese Bildersprache noch weiter ausdehnen. Da die Sinne an sich doch auch als Teile der Außenwelt gelten können oder müssen, so kann die Sache so gedacht werden, daß ein Teil der Außenwelt auf dem andern spielt, so daß wir das ganze Verhältnis als eine Art weltgroßen Musikautomaten denken könnten, ein Bild, das einen sehr modernen Anstrich haben würde. Die Erkenntnistheorie aber muß sich den verführerischen Armen dieser Bildersirenen entwinden und nüchtern, wie Descartes, Berkeley, Hume, Kant und viele andere Denker, unter ihnen auch der sonstige Liebmann, an ihre Aufgaben herangehen, die nicht nur nicht spielend gelöst werden können, sondern mit Musik überhaupt nichts zu tun haben. Nun gibt es andere typische Analogien, die mit dem Reich der Töne nichts zu tun haben, aber doch mit der besprochenen Analogie auf einer Linie abgewiesen werden müssen. Um eine herauszugreifen, wird die Reinkes erwähnt. So hoch dieses Botanikers „Welt als Tat" auch geschätzt werden mag, so kann doch seinen erkenntnistheoretischen Ausführungen nicht beigepflichtet werden. In dem genannten Buche liest man folgendes: „Zunächst ist unleugbar, daß die Vorstellungen von den Dingen abhängig sind. Es ist zwischen beiden zum mindesten der Berührungspunkt vorhanden, daß bestimmte Vorstellungen, falls sie nicht Halluzinationen bleiben wollen, durch bestimmte Dinge veranlaßt werden müssen. Sicher ist, daß die Sinne uns von den Dingen nur in ihrer Sprache berichten können und daß diese Sprache der Sinne eine Uebersetzung der Sprache der Dinge selbst ist, einer Sprache, die in den Kräften besteht, mit denen die Dinge auf den Sinn wirken. Warum soll aber die Sprache der Dinge lügen? . . . Empfindung ist die Wirkung, welche ein Objekt auf unser Bewußtsein hervorbringt . . . Vorstellung ist das Bild, ist die Zeichnung einer Erscheinung in unserm Bewußtsein; die Empfindungen sind die Kreidestriche, welche diese Zeichnungen hervorbringen" . . . „Eine Vorstellung verhält sich zum Vorgestellten, wie eine Beschreibung zum Gegenstande. Die Empfindungen sind die Buchstaben, welche diese Beschreibung zusammensetzen und die wir am zutreffendsten vielleicht mit den aus Punkten und Strichen

kombinierenden Schriftzeichen einer telegraphischen Depesche vergleichen dürfen. So wenig aber die Beschreibung nur aus der Summe ihrer Buchstaben besteht, die wir uns bunt durcheinander gerüttelt denken können, so wenig genügt die Summe der Empfindungen, welche ein Gegenstand in unsern Sinnen erregt, um eine Vorstellung zu erzeugen; dafür ist die ordnende Tätigkeit unseres Verstandes erforderlich. Diese hat es durch Übung dahin gebracht, daß sie sich mit erstaunlicher Schnelligkeit und ohne uns bewußt zu werden, vollzieht, so daß sich z. B. die Vorstellung einer Treppe, unmittelbar nachdem wir sie erblickt haben, in unserm Bewußtsein projiziert, wie ein photographisches Bild auf einem Blatt. Papier. Darum ist die Vorstellung nicht nur eine beliebige Erscheinung, sondern auch ein Bild des Objekts, das diese Erscheinung durch Erzeugung von Empfindungen hervorruft ... Gewiß hängt die Beschaffenheit der Erscheinungen von unsern Sinneswerkzeugen ab; aber aus dem Wechsel in den Erscheinungen müssen wir die Verschiedenheit der Dinge folgern, die sie erregen. Die Unterschiede in den Erscheinungen müssen den Unterschieden in den Dingen parallel laufen. Und nun gehe ich einen Schritt weiter, indem ich frage: Warum soll die Natur den Menschen betrügen in seinen Empfindungen und Vorstellungen, warum soll sie ihm durch diese nicht einen Einblick eröffnen in die Eigenschaften der Dinge selbst, mag dieser Einblick immerhin subjektiv gefärbt sein wie eine Landschaft, die wir durch ein rotes Glas betrachten." [1])

Was ist dazu zu sagen? Wer gewohnt ist, bei allen erkenntnistheoretischen Ausführungen, die ihm begegnen, zu fragen: Welches ist die Tatsache, der Tatbestand, welcher mit den Worten beschrieben werden soll? den wird ein Grauen beschleichen vor dem allem, was da in so schönen Worten über erkenntnistheoretische Gegenstände gesagt worden ist. Es wird ihm sehr bange werden bei dem Gedanken, daß hier keine beobachtete Tatsache ist, auch nicht eine, und daß es nur ein Schein, ein flimmernder Schein ist, den er da zu sehen bekommt, ein Sirenengesang, der den Forschersinn betören möchte. Schon die Menge der von Reinke gebrauchten Bilder läßt den Unwert dieser Ausführungen aufs deutlichste erkennen, zumal es den Anschein hat, daß diese bilderreiche Darstellung nicht gewählt ist etwa wegen der Schwierigkeit, den erkenntnistheoretischen Tatbestand darzustellen, sondern für diesen Tatbestand selbst gelten will. Keine Spur eines Beweises oder einer Beobachtung oder auch nur einer Betrachtung wird dafür erbracht, daß die Vorstellungen, worunter er die Perzeptionen mit Ausnahme der Empfindungen, namentlich aber die sinnlichen Wahrnehmungen zu verstehen scheint, von den Dingen abhängig sind, aber dennoch ist ihm diese Abhängigkeit unleugbar. Ebenso beweis- und beobachtungslos erscheint der

[1]) Reinke, Die Welt als Tat S. 22—25.

Satz, daß bestimmte Vorstellungen, falls sie nicht Halluzinationen bleiben wollen, durch bestimmte Dinge veranlaßt werden müssen. Die Sprache der Dinge ist zwar nicht bekannt. Trotzdem ist die Übersetzung dieser Sprache, die bekannt ist, eine Instanz dafür, daß es sicher eine Sprache der Dinge selbst gibt, wobei natürlich dieser letzte Schluß vorher in das Wort „Übersetzung" hineingewickelt worden ist, um jetzt wieder herausgewickelt zu werden. Es erscheint jedoch unnötig, allen diesen bunten Schmetterlingen Reinkes mit dem erkenntnistheoretischen Schmetterlingsfänger nachzulaufen. Es sind das sinnige Darstellungen, aber erkenntnistheoretische Gedankenlosigkeiten, die noch dazu, philosophiegeschichtlich betrachtet, seltene Anachronismen sind, besonders nach Berkeley, Hume und Kant, aber auch nach einem großen Teil der heutigen erkenntnistheoretischen Philosophie. Darum werden diese erkenntnistheoretischen Reime auch nicht um deswillen erwähnt, weil sie etwa eine zu widerlegende oder anzuerkennende Instanz bildeten, sondern nur um deswillen, weil sie typisch sind für die leichte Art, mit welcher bisweilen und oft die erkenntnistheoretischen Probleme behandelt und „gelöst" werden.

Häckel, um ein anderes Beispiel anzuführen, der populärste Naturphilosoph heutiger Zeit, sagt mit vollem Rechte: „Die Mittel und Wege, welche wir zur Lösung der großen Welträtsel einzuschlagen haben, sind keine andern als diejenigen der reinen wissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt, also erstens Erfahrung und zweitens Schlußfolgerung. Die wissenschaftliche Erfahrung erwerben wir uns durch Beobachtung und Experiment." Das aber veranlaßt ihn als Philosophen nicht einmal dazu, die Frage aufzuwerfen, ob es überhaupt eine Außenwelt oder gar Dinge an sich gibt.

Man braucht nur die Augen aufzumachen, um die Dinge zu sehen. Das ist die am meisten verbreitete Ansicht. Es muß aber zu denken geben, daß schon in sehr alten Zeiten die Denker der Menschheit von diesem naiven Realismus abgekommen sind. Schon die Vorsokratiker, die Milesier, die doch keinen Augenblick an dem Dasein der Dinge zweifeln, welche sie zu Objekten ihrer Forschung machen, stellen das Wahrnehmen dar als eine Doppelbewegung, die nicht nur vom Objekt zum Subjekt, sondern auch vom Subjekt zum Objekt hin stattfindet. Die Dinge sind also schon ihnen nicht das, als was sie erscheinen. Was sie sind, kann nur durch Nachdenken gefunden werden *(φρονεῖν, νοεῖν)*. „Darin," sagt Windelband („daß die Wahrnehmung in letzter Instanz auf Bewegung beruht"), „waren sogar mit den Atomisten, aus deren Schule vermutlich Protagoras als Abderit hervorging, Anaxagoras und Empedokles einig, und diese Einmütigkeit erstreckte sich noch weiter, dahin nämlich, daß man allerseits bei der Wahrnehmung nicht nur einen Bewegungszustand des wahrzunehmenden Dinges, sondern auch einen solchen des wahrnehmenden Organs annahm. Mochte man über das metaphysische Wesen dessen, was sich da bewegte, denken wie man wollte —,



das schien zweifellos anerkannt, daß jede Wahrnehmung diese Doppelbewegung voraussetze. Und auch mit der Lehre war schon Empedokles vorangegangen, daß die innere organische Bewegung der äußeren entgegenkomme."[1]) Die Wahrnehmung gilt als das Produkt dieser beiden aufeinander gerichteten Bewegungen. Gründliche Untersuchungen über die Wahrnehmungen aber haben die Sophisten angestellt, insbesondere Protagoras, der seine Denkresultate ebensogut zu schichten verstand, wie vorher das Holz, bei dessen Schichtung Demokrit einen Philosophen in ihm gefunden haben soll.[2]) Sie haben sowohl den Gegenstand als auch den Vorgang der Wahrnehmung untersucht. Protagoras zweifelte nicht an dem Vorhandensein der Dinge an sich und ebenso nicht an dem des Subjekts. Ihm sind die Gegenstände der Wahrnehmung nicht die Dinge an sich, sondern die *αἰσθητὰ* sind ein Produkt der Bewegung, die von einem Dinge an sich ausgeht, und derjenigen Bewegung, die vom Subjekte her stattfindet und der andern entgegenkommt, also ein Drittes, hervorgebracht von Subjekt und Objekt, ganz ähnlich wie bei seinen Vorgängern und bei derjenigen heutigen Philosophie, die mit Reizen und Gegenreizen der Sache auf den Grund zu kommen sucht. „Von beiden bedingt, ist sie (die Wahrnehmung) doch von beiden verschieden"[3]) (Subjektivität der Sinneswahrnehmung). Auch sind diese *αἰσθητα* bei Protagoras Momentprodukte, die von einem zum andern Individuum und in demselben Individuum von einem zum andern Moment wechseln. Es ist klar, daß auf diesem Standpunkt der Subjektivität der Sinneswahrnehmungen, der in der Geschichte der Philosophie bis auf den heutigen Tag eine so hervorragende Rolle spielt, und der eine Bewegung vom Subjekt zum Objekt ebensowohl kennt, wie eine solche vom Objekt zum Subjekt, die Außenwelt, das Ding schlechthin und an sich nicht das Kriterium der Sinneswahrnehmung sein kann, so daß man sagen könnte: Die Einteilung der Perzeptionen ist sehr einfach zu begründen. Diese Perzeptionen sind von der äußeren Welt gewirkt und darum Wahrnehmungen, jene sind nicht von der Außenwelt gewirkt und darum bloße Vorstellungen. Denn die Innenwelt, das Subjekt, ist doch auch an der Bildung der Perzeption beteiligt, und man müßte also in jedem einzelnen Falle zuerst wissen, was von der betreffenden Perzeption auf die Wirkung des Subjekts zurückzuführen ist, um es von dem Ganzen abzuziehen und dadurch zu konstatieren, ob überhaupt noch etwas übrig bleibt, was von einem Außending gewirkt sein könnte. Bliebe nichts mehr übrig — und das müßte bei den bloßen Vorstellungen der Fall sein —, so könnte man dann mit gutem Gewissen sagen: Diese Perzeption ist ganz vom Subjekt gewirkt, also ist sie bloße Vor-

---

[1]) Windelband, Geschichte der Philosophie I. A. S. 70.
[2]) F. A. Lange, Geschichte d. Materialismus, wohlf. Ausg. Cohen, S. 27.
[3]) Windelband, ibidem.

stellung, jene Perzeption ist vom Subjekt und Objekt bewirkt, also ist sie Sinneswahrnehmung. Man gerät aber damit offenbar immer mehr in die Stangen hinein und immer weniger aus den Stangen heraus. Denn es ist gar nicht abzusehen, wie es ermöglicht werden soll, solche Berechnungen anzustellen. Es ist aber, solange es nicht möglich ist, genaue Berechnungen über diesen Punkt zu liefern, vollkommen überflüssig, davon weiter zu handeln. Auch ist es nicht nötig, die Geschichte der Ansichten über die Existenz der Außenwelt darzustellen, da doch aus der Beobachtung nicht das Allergeringste entnommen werden kann, was sie betrifft oder mit ihr zusammenhängt oder ein Teil von ihr ist. Die Beobachtung sagt vielmehr unzweideutig: Dinge schlechthin gibt es nicht außer als Worte.

In der Tat kommt keine Beobachtung über den Berkeleyschen Satz hinaus: „Wenn wir das Äußerste versuchen, um die Existenz äußerer Körper zu denken, so betrachten wir doch immerhin nur unsre eigenen Ideen.“ [1]) Dieser Satz ist so klar und für die Beobachtung eine so schlechterdings unumstößliche Tatsache, daß es von ihm sogar möglich ist, die Zukunft vorauszusagen. Für eine solche Tatsache gibt es keinen Zahn der Zeit, der zerstören und zernagen könnte, wie es denn überhaupt unmöglich ist, dem, was Berkeley über das Nichtvorhandensein einer von unseren Perzeptionen unabhängigen d. h. ohne sie bestehenden Außenwelt vorgebracht hat, noch etwas Ernstliches hinzuzufügen.

Freilich wird man das soeben über Berkeley Gesagte nicht überall so leichterdings zugeben wollen. Denn man ist gewöhnt, Berkeley als sogenannten Spiritualisten zu betrachten und als ein äußerstes Extrem abzutun. Es scheint, daß dieses Verfahren gegen Berkeley hauptsächlich in Kants Kritik der reinen Vernunft seinen Ursprung hat, und dann müßte es auf Grund einer genaueren Kenntnis Berkeleys selbst geändert werden. Kant bezeichnet Berkeley überall, wo er über ihn spricht, als Spiritualisten, dogmatischen oder absoluten Idealisten und Pneumatiker, dem der Materialist gegenübersteht, während beiden zur Seite der Dualist sich befindet und alle von dem transzendentalen Idealisten überragt werden. Nun würde eine genaue Darstellung des Berkeleyschen Idealismus und eine spezielle Vergleichung desselben mit dem transzendentalen Idealismus Kants sicherlich ergeben, daß beide nicht so sehr verschieden sind, als angenommen zu werden pflegt, und auch als Kant angenommen hat, insbesondere was die Außenwelt betrifft und das, was wir den negativen Berkeley nennen wollen, nämlich eben diese Beseitigung der Außenwelt als Ding an sich, im Gegensatz zu dem positiven Berkeley, welcher die Geistersubstanz anerkennt. Eine solche Untersuchung, die aber hier nicht geliefert werden kann, würde dartun, daß sich die Berkeleysche Geistsubstanz von dem Kantschen Be-

[1]) Berkeley a. a. O. S. 33.

wußtsein oder Subjekt, vom Namen abgesehen, nicht allzusehr unterscheidet. Vor allem aber würde sich zeigen, daß ihm die Körperwelt ebenso wenig bloßer Schein ist, wie Kant, obschon ihm Kant die Ansicht zuschreibt, daß seine Körper- oder Außenwelt bloßer Schein sei. Woher diese Auffassung Berkeleys durch Kant kommt, ist mir nicht bekannt, vielleicht rührt sie daher, daß Berkeley vor der Übersetzung durch Überweg 1869 überhaupt nicht ins gute Deutsche übersetzt war. Es wäre also wohl möglich, daß Kant Berkeley nur aus dritter Hand gekannt hat, nämlich aus den Urteilen anderer Philosophen über ihn. Jedenfalls ist es Tatsache, daß Berkeleys Principles of human knowlodge 159 Jahre lang auf einen guten deutschen Übersetzer warten mußten, bis sich endlich Überweg seiner erbarmte. Aber auch dieser hat sie nicht ohne zahlreiche Einwände und Erläuterungen ausgeschickt; gleichsam, als hätte er sich zur Zeit der höchsten Geltung der materiellen Substanz geschämt, einen vermeintlich so gänzlich immateriellen Denker allein umhergehen oder gar allein reden zu lassen. In seiner Vorrede zu seiner Übersetzung sagt Überweg: „Ich kenne unter den Schriften neuerer Philosophen kaum irgendwelche, die so frei von ungeprüfter Hinnahme traditioneller Abstraktionen, so selbständig und kühn im Neubau, so mustergültig in der Darstellung und durch eben diese Vorzüge insbesondere zur ersten Einführung in die philosophische Forschung so geeignet wären, wie die ‚Meditationen‘ des Descartes und die ‚Erkenntnisprinzipien‘ unseres Berkeley.“ Dem läßt sich hinzufügen, daß keine Schrift auch zur Einführung in unsere hier behandelte Frage geeigneter ist als die Principles.

Was Berkeley von Abschnitt III seiner Principles an über die Außenwelt gesagt hat, ist niemals widerlegt worden, soweit die Unterscheidung von Außenwelt und Innenwelt in Frage kommt. Nur soweit der Geist der Menschen und Gottes Geist als Substanzen stehen bleiben, ist er widerlegbar und auch von Hume schon widerlegt worden, nicht aber etwa, soweit der Geist und die Geister an die Stelle der Außenwelt an sich treten. Denn, insoweit sie das letztere tun, sind sie conscious things und von dem, was Kant das Bewußtsein nennt, nicht zu unterscheiden. Der Abschnitt III selbst schon faßt die ganze Stellung Berkeleys im voraus zusammen mit ihrer Schwäche in der Hervorkehrung des substantiellen und persönlichen Geistes und ihrer Stärke in der Beseitigung der an sich bestehenden Außenwelt. Es heißt dort: „Daß weder unsere Gedanken noch unsere Gefühle, noch unsere Einbildungsvorstellungen außerhalb des Geistes existieren, wird ein jeder zugeben. Es scheint aber nicht weniger evident zu sein, daß die verschiedenen Sinnesempfindungen oder den Sinnen eingeprägten Ideen, wie auch immer dieselben miteinander vermischt oder verbunden sein mögen (d. h. was für Objekte auch immer sie bilden mögen), nicht anders existieren können, als in einem Geiste, der sie perzipiert. Dies kann, glaube

ich, von einem jeden anschaulich erkannt werden, der darauf achten will, was unter dem Ausdruck existieren bei dessen Anwendung auf sinnliche Dinge zu verstehen ist." [1]) Es wird hier darauf aufmerksam gemacht, daß das „als in einem Geiste, der sie perzipiert" doch nichts anderes ist als ein anderer Ausdruck für das gegenwärtig mehr beliebte „denn als Inhalt eines Bewußtseins". Nun ist es zwar nicht möglich und auch nicht angängig, die Principles etwa im Auszug hierherzusetzen. Nur einigen Sätzen sei noch ein Platz gegönnt: „So unmöglich es mir ist, ein Ding ohne eine wirkliche Wahrnehmung desselben zu sehen oder zu fühlen, ebenso unmöglich ist es mir hiernach, irgend ein sinnlich wahrnehmbares Ding oder Objekt gesondert von der sinnlichen Wahrnehmung oder Perzeption desselben zu denken. Einige Wahrheiten liegen so nahe und sind so einleuchtend, daß man nur die Augen des Geistes zu öffnen braucht, um sie zu erkennen. Zu diesen rechne ich die wichtige Wahrheit, daß der ganze himmlische Chor und die Fülle der irdischen Objekte, mit einem Wort, alle die Dinge, die das große Weltgebäude ausmachen, keine Subsistenz außerhalb des Geistes haben, daß ihr Sein ihr Perzipiertwerden oder Erkanntwerden ist . . . Aber, sagt ihr, obschon die Ideen selbst nicht außerhalb des Geistes existieren, so kann es doch ihnen ähnliche Dinge geben, deren Kopien oder Ebenbilder sie sind, und diese Dinge existieren außerhalb des Geistes in einer nicht denkenden Substanz. Ich antworte: Eine Idee kann nur einer Idee ähnlich sein, eine Farbe oder Figur nur einer andern Farbe oder Figur. Wenn wir auch noch so wenig auf unsere Gedanken achten, so werden wir es unmöglich finden, eine andere Ähnlichkeit als zwischen unseren Ideen zu begreifen. Außerdem frage ich, ob diese vorausgesetzten Originale oder äußeren Dinge, deren Abbilder oder Darstellungen unsere Ideen seien, selbst perzipierbar seien oder nicht. Sind sie es, dann sind sie Ideen und wir haben erreicht, was wir wollten; sagt ihr dagegen, sie seien es nicht, so gebe ich jedem Beliebigen die Entscheidung anheim, ob es einen Sinn habe, zu behaupten, eine Farbe sei ähnlich etwas Unsichtbarem, Härte oder Weichheit ähnlich etwas Untastbarem usw." [2]) Welchen Sinn aber, so schalten wir hier ein, soll es erst haben, zu behaupten, es existiere eine Welt außerhalb unserer Wahrnehmungen und Vorstellungen, und mit dieser draußen spielenden Außenwelt haben unsere Sinneswahrnehmungen und Sinnesempfindungen nicht die geringste Ähnlichkeit. Hat es denn überhaupt noch einen Sinn, etwas, was ich kenne, zu vergleichen mit etwas, was ich nicht kenne, und über dieses Verhältnis dessen, was ich kenne, zu dem, was ich nicht kenne, ein Urteil zu fällen, und von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit,

---

[1]) Berkeley a. a. O. S. 22.
[2]) Berkeley a. a. O. S. 23—25.

ja von verschiedenen Stufen der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit zu reden? Kant ist soweit nicht gegangen.

Das Verbindungsglied zwischen der Auffassung Berkeleys und der Auffassung derjenigen, welche Berkeley abweichend vom Sprachgebrauche Materialisten nennt, weil sie eine materielle Substanz annehmen, sind die sekundären Qualitäten. Aber die primären Qualitäten, von denen die sekundären veranlaßt werden sollen, sind gar nicht von ihnen zu trennen.[1]) Also sind auch sie nur im Geiste oder im Bewußtsein. „Wo also die anderen sinnlichen Eigenschaften sind, da müssen sie auch sein, d. h. in dem Geiste und nirgendwo anders.“ [2]) Nun könnten vielleicht trotz alledem die wahre Ausdehnung und die wahre Farbe in einem äußeren Objekte sein. „Aber die vorhergehenden Argumente zeigen deutlich die Unmöglichkeit, daß überhaupt irgend eine Farbe oder Ausdehnung oder sinnlich wahrnehmbare Eigenschaft irgend welcher Art in einem nicht denkenden Substrat außerhalb des Geistes existiere, oder vielmehr die Unmöglichkeit, daß es irgend etwas derartiges wie ein äußeres Objekt gebe.“ [3])

Auch einen direkten Beitrag zu unserem Probleme, ob die Außenwelt das Kriterium für die Unterscheidungen von Sinneswahrnehmungen und bloßen Vorstellungen abgeben könne, hat Berkeley in dem IX. Abschnitt seiner Principles gegeben: „Geben wir auch den Materialisten ihre äußeren Körper zu, so wissen sie nach ihrem eigenen Bekenntnis doch noch ebensowenig, wie unsere Ideen hervorgebracht werden, da sie sich selbst für unfähig erklären, zu begreifen, in welcher Art ein Körper auf einen Geist einwirken könne, oder, wie es möglich sei, daß eine Idee dem Geiste eingeprägt werde.“ Dies ist heute trotz der Erforschung der Nervenbahnen immer noch gültig, und zwar ohne jeglichen Abzug. Mit Rücksicht auf moderne Darstellung des Problems müßte der Ausdruck nur etwas anders lauten, etwa mit Anschluß an Rickert so: Geben wir auch dem erkenntnistheoretischen Realismus seine Dinge an sich zu, so weiß er doch nach seinem eigenen Bekenntnis noch ebensowenig, wie unsere Perzeptionen hervorgebracht werden, da er sich selbst für unfähig erklärt, zu begreifen, in welcher Art diese reale Welt an sich auf das Bewußtsein einwirkt oder, wie es möglich sei, daß dieses Bewußtsein mit Inhalt gefüllt werde.

Wie kann nun diese external world, die nicht existiert oder deren Existenz doch vielfach bestritten wird und selbst wenn man zugibt, daß sie existiert, agnostisch ist, weder erkannt noch erkennbar, ja deren Wirkungsweise, selbst wenn man zugeben wollte, daß sie, die Außenwelt, selbst erkennbar oder gar erkannt sei, in Erzeugung oder Veranlassung der Sinneswahrnehmungen jedenfalls nicht erkannt

---

[1]) vgl. H. Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis 2. A. S. 40.
[2]) Berkeley a. a. O. S. 26.
[3]) Berkeley a. a. O. S. 28.

ist noch erkannt werden kann, an welcher noch dazu nach weit verbreiteter Anschauung von innenher ein anderer Faktor beteiligt sein soll, wie kann diese so gar nicht existierende, viel umstrittene, unerkennbare oder doch unerkannte oder, wenn auch das nicht, so doch in ihrer Produktionsweise unerkennbare oder in derselben doch noch unerkannte Außenwelt ein Kriterium sein für die Unterscheidung und Einleitung der Perzeptionen? Wie soll gewußt werden, welche Vorstellungen von ihr erzeugt sind und welche nicht, wenn man in allen genannten Dingen so im Schatten und in Rätseln steht? Ein Prüfstein muß bekannter sein als das, was an ihm geprüft werden soll. . Nur, wenn man darum die Außenwelt genau kennen würde und klar und deutlich auch ihre Produktionsweise zu ersehen wäre, nur dann könnte man sagen: Die von der Außenwelt erzeugten oder doch veranlaßten Perzeptionen sind Sinneswahrnehmungen, die andern nicht.

Insbesondere, wenn eine Außenwelt nicht beobachtet werden kann, kann sie auch nicht als Prüfstein dienen, ob sie auch trotzdem auf irgend eine nicht beobachtete Art existieren möchte. Nun könnte man den Einwand machen, daß spätere Menschen vielleicht die Welt außerhalb des Bewußtseins beobachten oder, wie Kant es ausdrückt, intellektuell anschauen werden. Gegen diesen Einwand läßt sich nichts vorbringen, so daß es nur erübrigt, ihnen dazu Glück zu wünschen. Sobald sie die Welt an sich, die Welt des erkenntnistheoretischen Realismus, intellektuell anschauen werden oder gar sinnlich anschauen werden, wird sie existieren und auch als Prüfstein dienen können.

Man wird sagen: Die Röntgenstrahlen haben doch sicher auch bestanden, ehe man sie entdeckte, also ehe man sie beobachten konnte. Sicher? Aber womit soll das bewiesen werden? Man kann es sich doch mindestens denken. Gewiß kann man sich das denken, aber erst seitdem sie beobachtet worden sind. Aber man kann sich doch gar nicht mehr denken, daß sie nicht existiert haben sollen! Gewiß, weil man etwas, das einmal in die Erfahrung hereingetreten ist, nicht mehr aus ihr hinaustun kann. Man kann nur seine Existenz für eine bestimmte Zeit verneinen. Diese Verneinung aber kann nicht stattfinden, ohne daß die Existenz dabei mitgedacht wird. Eine Existenz kann im Denken nur verneint, nicht aber ausgelöscht werden. Ebenso sind sie, indem man sie sich als außerhalb des Denkens existierend denkt, innerhalb des Denkens. Sie können also auf keinem Wege mehr aus den Perzeptionen hinausgetan werden, weder dadurch, daß sie als nicht existierend gedacht werden, noch dadurch, daß sie außerhalb des Denkens und der Perzeptionen existierend gedacht werden. Beide Male existieren und sind sie vielmehr innerhalb des Denkens oder innerhalb des Bewußtseins, welche Künste man auch immer aufbieten mag, sie hinauszutun. Man vergleiche dazu den XXIII. Abschnitt der Principles.

Damit aber, daß die Außenwelt absolut existierender undenkbarer und ungedachter Dinge von Berkeley nach unserer Ansicht für immer vernichtet ist, ist nicht jede Außenwelt vernichtet. Auch Berkeley, Hume und alle die, welche jene Außenwelt nicht mehr gelten lassen, erkennen doch eine Außenwelt an. Berkeley sind die Dinge, welche durch die Sinne perzipiert werden oder vielmehr den Sinnen durch Gott eingeprägt sind, mit anderem Ausdruck, die Sinneswahrnehmungen, d. h. die Perzeptionen, welche sinnliche Wahrnehmungen genannt zu werden pflegen, die Außenwelt. Gott hat sie dem Menschengeist eingeprägt von außen her, während die anderen Perzeptionen vom Menschengeiste selbst erzeugt werden. Hier ist vorausgesetzt, daß die Unterschiedenheit von sinnlichen Wahrnehmungen und anderen Perzeptionen, also bloßen Vorstellungen, anderweitig feststeht. Wenn wir uns die Ansicht von dem genetischen Ursprung der Perzeptionen, wie sie hier als die Berkeleys vorliegt, zu eigen machen wollten, müßten wir also einerseits Gott, andererseits unsern Geist zum Einteilungsprinzip machen und sagen: Welche Ideen von Gott den Sinnen eingeprägt sind, die sind Sinneswahrnehmungen, welche aber von unserem Geist erzeugt sind, die sind bloße Vorstellungen. Das letztere muß später noch näher erwogen werden, das aber zu entscheiden, welche Ideen von Gott den Sinnen eingeprägt sind und welche nicht, ist so schwer und übersteigt so alle menschliche Erkenntniskräfte, daß es besser ist, den Versuch gar nicht zu wagen. Berkeley selbst hat sich dessen auch überhoben. Denn er hat sofort andere Kriterien hinzugefügt: „Die durch den Urheber der Natur den Sinnen eingeprägten Ideen heißen wirkliche Dinge; diejenigen aber, welche durch die Einbildungskraft hervorgerufen werden und weniger regelmäßig, lebhaft und beständig sind, werden als Ideen im engeren Sinne oder als Bilder der Dinge, welche sie nachbilden oder darstellen, bezeichnet . . . Es ist zuzugeben, daß die sinnlichen Ideen mehr Realität in sich tragen, d. h. sie sind kräftiger, geordneter, zusammenhängender als die Geschöpfe des Geistes.“[1])

Wenn wir aus diesen Ausführungen Berkeleys Gott weglassen, wozu er selbst uns dadurch ein Recht gibt, daß er ihn nur als Urheber der Natur erwähnt, so heißt das nichts anderes, als daß Sinneswahrnehmungen diejenigen Perzeptionen sind, die an die Sinne angeschlossen sind, von wem, ist hier einerlei, und daß die anderen Perzeptionen daran zu erkennen sind, daß sie nicht an die Sinne angeschlossen sind, so daß wir hier alle im vorigen Abschnitt besprochenen Schwierigkeiten in auch durch Berkeley ungebrochener Größe vor uns hätten, wenn er nicht die Schwierigkeiten ahnend noch ein anderes Unterscheidungsprinzip und ein anderes Kriterium des Verhältnisses der Perzeptionen zur Wirklichkeit hinzugefügt hätte,

---

[1]) Berkeley a. a. O. S. 37.

das der größeren Lebhaftigkeit, Regelmäßigkeit und Beständigkeit, das wir aber erst im siebenten Abschnitt besprechen oder vielmehr untersuchen werden.

Es soll hier aber, bevor wir nach einer kurzen Zusammenfassung des bisher Erzielten weiter gehen, noch einmal betont werden, daß man kein Recht hat, Berkeley zu insinuieren, die Körperwelt sei ihm leerer Schein, er sei also der Vertreter eines absoluten Idealismus. Dies ist, wie schon erwähnt, die Meinung Kants über den Berkeleyschen Idealismus, wie sie beispielsweise in den allgemeinen Anmerkungen zur Ästhetik zum Ausdruck gekommen ist: „Wenn man den Raum und die Zeit als Beschaffenheiten ansieht, die ihrer Möglichkeit nach in Sachen an sich angetroffen werden müßten, und überdenkt die Ungereimtheiten, in die man sich alsdann verwickelt, indem zwei unendliche Dinge, die nicht Substanzen, auch nicht etwas wirklich den Substanzen Inhärierendes, dennoch aber Existierendes, ja die notwendige Bedingung der Existenz aller Dinge sein müssen, auch übrig bleiben, wenn gleich alle existierenden Dinge aufgehoben werden, so kann man es dem guten Berkeley wohl nicht verdenken, wenn er die Körper zu bloßem Schein herabsetzte.“ [1]) Diese Auslassung über Berkeley erhält umsomehr Gewicht, als sie den Schluß des Abschnitts III genannter Anmerkungen bildet, desselben Abschnitts, in welchem sich Kant dagegen ausdrücklich verwahrt, als seien nach ihm die Gegenstände des Raumes und der Zeit bloßer Schein, und den Unterschied von bloßem Schein und Erscheinung scharf und energisch hervorhebt unter anderem auch mit dem Satze: „Es wäre meine eigene Schuld, wenn ich aus dem, was ich zur Erscheinung zählen sollte, bloßen Schein machte.“

Der gute Berkeley setzt aber die Körper nicht zu bloßem Schein herab, zum mindesten will er das nicht. „Wenn jemand glaubt,“ so läßt er sich im XXXVI. Abschnitt der Principles hören, „dies tue der Existenz oder Realität der Dinge Eintrag, so ist er weit davon entfernt, das zu verstehen, was in so deutlichen Ausdrücken, wie es mir nur möglich war, bisher auseinandergesetzt worden ist. Ich fasse hier die Hauptpunkte des Gesagten zusammen. Es gibt psychische Substanzen, Geister oder menschliche Seelen, welche in sich selbst Ideen nach Belieben durch ihren Willen hervorrufen; aber diese Ideen sind matt, schwach und unbeständig im Vergleich mit andern, die sie durch die Sinne perzipieren, und die, indem sie diesen nach gewissen Regeln oder Naturgesetzen eingeprägt werden, sich selbst als Wirkungen eines Geistes bekunden, der mächtiger und weiser ist, als die menschlichen Geister. Von diesen letzteren Ideen wird gesagt, daß sie mehr Realität in sich tragen als die ersteren, worunter zu verstehen ist, daß sie stärker affizieren, mehr geordnet

---

[1]) Kant, Krit. d. r. V., Ausg. B. Erdmann IV. Ster. S. 76.

und bestimmt und nicht willkürliche Gebilde des sie perzipierenden Geistes sind. In diesem Sinne ist die Sonne, welche ich bei Tage sehe, die wirkliche Sonne, und die, welche ich zur Nachtzeit vorstelle, die (abbildliche) Idee der ersteren. In dem hier bezeichneten Sinne von Realität ist offenbar jede Pflanze, jeder Stern, jedes Mineral und im allgemeinen jeder Teil des Weltsystems nach unsern Prinzipien ebenso sehr, wie nach irgend welchen anderen, ein wirkliches Ding . . . Es wird entgegnet werden, es sei doch wenigstens so viel wahr, daß wir alle körperlichen Substanzen aufheben. Hierauf antworte ich, daß, wenn das Wort Substanz in dem gewöhnlichen Sinne genommen wird, als Bezeichnung einer Verbindung sinnfälliger Eigenschaften, wie Ausdehnung, Solidität, Gewicht und ähnlicher, miteinander, wir nicht beschuldigt werden können, dies zu negieren; wird es aber in einem philosophischen Sinne genommen, worin es den Träger von Akzidentien oder Eigenschaften außerhalb des Geistes bezeichnen soll, dann erkenne ich in der Tat an, daß wir das hiermit Gemeinte aufheben, wenn anders von jemand gesagt werden kann, daß er etwas aufhebe, was niemals irgend eine Existenz gehabt hat, selbst nicht in der bloßen Vorstellung (Abschnitt XXXVII) . . . Das, was ich sehe, höre und fühle, existiert, d. h. es wird durch mich perzipiert; daran zweifle ich ebensowenig wie an meinem eigenen Sein. Aber ich sehe nicht, wie das Zeugnis des Sinnes als ein Beweis der Existenz eines Dinges angeführt werden kann, welches nicht durch den Sinn perzipiert wird. Wir wollen nicht, daß irgend jemand ein Zweifler werde und seinen Sinnen mißtraue; wir gestehen denselben im Gegenteil alle denkbare Kraft und Zuverlässigkeit zu; auch gibt es keine Prinzipien, welche dem Skeptizismus mehr widerstritten als die von uns dargelegten (XL) . . . Sechstens werdet ihr sagen, es sei sehr vieles durch Materie und Bewegung erklärt worden; wer diese wegnehme, zerstöre die ganze Korpuskular-Philosophie und untergrabe jene mechanischen Prinzipien, die mit so beträchtlichem Erfolge zur Erklärung der Erscheinungen angewandt worden seien; alle Fortschritte, die in der Naturforschung durch alte oder neuere Philosophen gemacht worden seien, fließen sämtlich aus der Voraussetzung her, daß die körperliche Substanz oder Materie wirklich existiere. Hierauf antworte ich, daß nicht eine einzige Erscheinung durch diese Voraussetzung erklärt wird, die nicht ebensogut ohne dieselbe erklärt werden könne, wie dies leicht durch eine Zusammenstellung des Einzelnen gezeigt werden kann. Die Phänomene erklären heißt dasselbe, wie zeigen, warum wir bei bestimmten Anlässen mit bestimmten Ideen affiziert werden (L) . . . Wird gesagt, Körper existieren nicht außerhalb des Geistes, so darf dies nicht so verstanden werden, als wäre dieser oder jener einzelne Geist gemeint, sondern alle Geister, welche es auch seien. Demgemäß folgt nicht aus den vorstehenden Prinzipien, daß die Körper in jedem Augenblick vernichtet und geschaffen werden oder überhaupt gar

nicht während der Intervalle zwischen unseren Perzeptionen existieren (48. Abschn.).“ [1])

Das Angeführte genügt, um zu zeigen, daß Berkeley aus der körperlichen Außenwelt nicht einen bloßen Schein gemacht hat, sondern sie, wie Kant und die heutigen Kantianer auch, als Erscheinung auffaßt, daß sein Geist und seine Geister, soweit die Außenwelt in Betracht kommt, nur andere Ausdrücke sind für Bewußtsein überhaupt und ähnliche, und daß er nichts bekämpft und geleugnet hat, denn allein den transzendentalen Realismus, die Außenwelt an sich, die von dem Bewußtsein unabhängigen, außerhalb des Bewußtseins existierenden Dinge. Bezüglich dieser unterscheidet er sich nur dadurch von Kant, daß er auch keinen kleinen Rest, keinen Grenzbegriff, kein unbekanntes X der Dinge an sich gelten läßt und darum in diesem Punkte klarer ist als Kant, der durch das Stehenlassen gleichsam eines Rudimentes des Dinges an sich zu so konträren Auffassungen seiner Philosophie Anlaß gegeben hat. Berkeleys Schwäche beginnt erst da, wo er das Bewußtsein, das Subjekt oder den Geist als Ursache seines Inhaltes darstellt. Darin allein ist er Spiritualist, nicht aber darin, daß er die Außenwelt nur als Erscheinung gelten läßt.[2]) Und nicht einmal das läßt sich aufrecht erhalten. Denn das menschliche Subjekt ist nach Berkeley gerade von den Erscheinungen nicht die Ursache, um die es sich hauptsächlich handelt, nämlich von den Sinneswahrnehmungen. Ihre Ursache ist vielmehr Gott als Urheber der Natur. Diese Anschauung entfernt sich aber nicht allzuweit von derjenigen, welche den Bewußtseinsinhalt als gegeben annimmt, ohne daß es eine Möglichkeit gibt, das Woher dieses Inhalts zu konstatieren. Nach alledem erscheint es dringend nötig, Berkeley nicht nur zu studieren, sondern auch die Ansichten über ihn zu revidieren und den „Spiritualisten“ oder „absoluten Idealisten“ oder „dogmatischen Idealisten“ zu rehabilitieren.

Indem wir nach dieser kleinen Abschweifung, die wir zugunsten Berkeleys uns erlaubten, zu unserer Untersuchung wieder zurückkehren, versuchen wir, das, was wir über das Verhältnis der Perzeptionen zur Außenwelt erzielt haben, kurz zusammenzufassen:

Wenn die an sich seiende Außenwelt genau bekannt wäre, so wäre es leicht, die Perzeptionen mit ihr zu vergleichen. Wenn dann feststünde, daß die ihr ähnlichen Perzeptionen von ihr gewirkt seien, die andern nicht, so hätten wir ein Kriterium, das wohl zu gebrauchen wäre. Leider aber steht weder das erste noch das zweite fest. Ja die Existenz einer solchen Außenwelt ist sogar reichlich

---

[1]) Berkeleys Abhandlung über die Prinzipien, übers. von Überweg; Kirchmannsche Philos. Biblioth. 2. A. S. 38 ff. Vgl. mit dem 48. Abschnitt S. 45 und 46 auch H. Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis S. 52 ff.

[2]) vgl. H. Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis S. 49.

bestritten, die Unkenntnis dieser Außenwelt ist fast allgemein zugegeben, ein Vergleichen kann also nicht stattfinden, und selbst wenn es stattfinden könnte d. h. selbst wenn die Welt an sich vorhanden und genau bekannt wäre, so würde man doch noch nicht ihre Wirkungen kennen und darum noch immer nicht imstande sein, festzustellen, ob die ihr ähnlichen oder die ihr nicht ähnlichen Perzeptionen von ihr gewirkt seien.

Was aber die immanente Außenwelt betrifft, die nicht außerhalb des Bewußtseins oder, wie Berkeley sagt, außerhalb des Geistes existiert, so ist diese nichts anderes als die Welt der Sinneswahrnehmungen selbst, die also nicht sich selbst als Kriterium der Unterscheidung von den andern Perzeptionen dienen kann.

Es ist also überhaupt nichts anzufangen mit dem Satze, der sich uns als zweiter anbot: Die Sinneswahrnehmungen unterscheiden sich dadurch von allen anderen Perzeptionen, daß sie sich alle an eine körperliche Außenwelt anschließen. Denn diese körperliche Außenwelt als immanente ist als Kriterium unbrauchbar, weil sie selbst schon ein Unterscheidungsglied ist, als transzendente aber, also außerhalb der Sinneswahrnehmungen, entweder gar nicht vorhanden oder doch so bestritten, so unbekannt und unerkennbar sowohl an sich als in ihrem Wirken, daß sie keinesfalls als Prüfstein dienen kann, da doch, wie bereits oben erwähnt, was als Prüfstein dienen soll, offenbar besser bekannt sein muß, als das, was an und mit ihm geprüft werden soll.

Die Frage, deren Beantwortung gesucht wird, soll hier wiederholt werden. Sie lautet: Es fragt sich, welches das Prinzip ist, nach welchem Perzeptionen, die so verschieden sind, wie ein Haus und ein Wort oder wie die Sonne, die am Tage gesehen wird, und ein Schriftschnörkel auf einem Stückchen Papier, doch zu einer Art gerechnet werden, nämlich zu den Sinneswahrnehmungen, und nach welchem andere Perzeptionen, die einander so ähnlich sind, wie „wirkliches" Haus und Gedächtnis- oder auch Phantasiebild „Haus" oder die Sonne, die bei Tage, und die Sonne, die bei Nacht, etwa im Traume, gesehen wird, doch zu verschiedenen Arten, nämlich Sinneswahrnehmungen einerseits, Gedächtnis und Phantasievorstellungen andererseits gerechnet werden, eine Rechnung, die im gewöhnlichen Leben so geläufig ist, daß sie nur den Philosophen Schwierigkeiten zu machen scheint.

5. Das produktive Selbst.

Als dritter Satz bietet sich uns folgender an: Die bloßen Vorstellungen werden von uns selbst, von unserm Ich, unserm Selbst oder unserm Geiste erzeugt, die andern nicht. Jene sind also, um mit Descartes zu reden, ideae a me ipso factae. Hier fragt es sich zunächst wieder, ob es für den Erkenntnistheoriker ein solches selbst-

tätiges, Inhalte des Bewußtseins produzierendes Ich gibt. Kant sagt: „Die Fragen, ob die Welt einen Anfang und irgend eine Grenze ihrer Ausdehnung im Raume habe, ob es irgendwo und vielleicht in meinem Denken selbst eine unteilbare und unzerstörliche Einheit oder nichts als das Teilbare und Vergängliche gibt, ob ich in meinen Handlungen frei oder wie andere Wesen an dem Faden der Natur und des Schicksals geleitet sei . . . das sind Fragen, um deren Auflösung der Mathematiker gern seine ganze Wissenschaft dahin gäbe.[1]) Auch müssen wir uns hier das Wort Holbachs ins Gedächtnis rufen: „Les hommes ont toujours cru remédier à l'ignorance des choses en inventant des mots, auxquels ils ne purent jamais attacher un vrai sens.[2]) „C'est ainsi que des spéculateurs en créant des mots et en multipliant les êtres, n'ont fait que se plonger dans des embarras plus grands que ceux, qu'ils voulaient éviter et mettre des obstacles aux progrès des connaissances. Dès que les faits leur ont en manqué ils ont eu recurs à des conjectures, qui bientôt pour eux se sont changées en réalités." [3]) In der Untersuchung des Selbstes ist Berkeley nicht weit genug gegangen. Niemand hat klarer nachgewiesen als er, daß die Körper nur Ideenkomplexe sind in unserm Geiste oder vielmehr im menschlichen Geiste (denn er ist nicht Solipsist), in dem Bewußtsein überhaupt, aber dieses Bewußtsein selbst hat er dann nicht näher untersucht, sondern es als aktiv, denkend, wollend, selbständig existierend, ja produzierend hingenommen, so daß diese Ideenkomplexe, anstatt zu bleiben, was sie sind, nämlich nicht mehr weiter ableitbare Inhalte des Bewußtseins, als Produkte unseres oder auch des göttlichen Geistes erscheinen. Wacker hat Berkeley die metaphysischen Entitäten der Dinge verscheucht, und in der Auflösung der körperlichen metaphysischen Substanz ist er bewundernswert. Die res cogitantes aber ließ er stehen. Zwar, wenn man Berkeleys Satz liest: „Nothing properly but persons or conscious things really exist. All other things are not so much existences as manners of the existence (ideas) of persons", so möchte man fast glauben, es sei nur der Übersetzer, der Berkeley als weniger kühn und konsequent erscheinen lasse, als er ist. Seine Ausführungen über die Geistersubstanzen belehren aber eines anderen. Die ganze Schwäche Berkeleys haben wir in dem Satze vor uns, der hier folgt: „Neben all dieser endlosen Mannigfaltigkeit von Ideen oder Erkenntnisobjekten existiert ebensowohl auch etwas, das sie erkennt und perzipiert und verschiedene Tätigkeiten, wie wollen, sich vorstellen, sich wieder erinnern, an den Ideen ausübt. Dieses perzipierende tätige Wesen ist dasjenige, was ich Gemüt, Geist, Seele oder mich selbst nenne. Durch diese Worte bezeichne ich nicht irgend eine meiner Ideen, sondern ein von diesen allen ganz ver-

---

[1]) Kant, Krit. d. r. V., Ausgabe B. Erdmann, 4. Stereot., S. 341.
[2]) Systeme de la Nature, Ausg. von 1777, S. 61. [3]) Ibid.

schiedenes Ding, worin sie existieren, oder was das Nämliche sagt, wodurch sie perzipiert werden. Denn die Existenz einer Idee besteht im Perzipiertwerden.“[1]) Zwar ist er scheinbar auch hier nicht allzuweit entfernt von dem Bewußtsein mit seinem Inhalt, aber er sieht in dem Bewußtsein offenbar doch etwas Selbständiges neben den Inhalten des Bewußtseins, anstatt daß ihm die Bewußtseinsinhalte mit ihren Formen das Bewußtsein sind. Er sieht nicht, daß auch der Geist, die Seele, das Ich erkenntnistheoretisch nichts anderes ist als die Summe und Anordnung der Erscheinungen, die körperlichen eingeschlossen, nicht aber etwas hinter und neben diesen Erscheinungen. Er fragt, ob es möglich sei, Licht, Farbe, Hitze, Kälte, Ausdehnung, Figuren, mit einem Worte die Dinge, welche wir sehen, hören und fühlen, und die nichts anderes sind als verschiedenartige Sinnesempfindungen, Vorstellungen, Ideen oder Eindrücke auf die Sinne, auch nur in Gedanken vom Perzipiertwerden zu trennen, und antwortet: „Ich für meine Person könnte ebensoleicht ein Ding von sich selbst trennen.“[2]) Dieselbe Antwort aber muß auf die erkenntnistheoretische Frage gegeben werden, ob es möglich sei, den Geist oder das Bewußtsein von den Ideen oder Bewußtseinsinhalten zu trennen. Das letztere hieße noch mehr als das erstere ein Ding von sich selbst trennen. Anstatt aber diesen Gedanken aufzunehmen, sagt Berkeley: „Aus dem Gesagten folgt, daß es keine andere Substanz gibt als den Geist oder das, was perzipiert“.[3]) Freilich, es wäre von einem Manne zuviel gewesen, beide zu vernichten, die materielle und die immaterielle Substanz.

Hume leistete das, was Berkeley nicht mehr leisten konnte: „We may observe, that what we call a mind, is nothing but a heap or collection of different perceptions united together by certain relations and suppos'd tho'falsely to be endow'd with a perfect simplicity and identity.[4]) Damit schritt Hume über Berkeley hinaus. „Es gibt einige Philosophen,“ sagt Hume, „die sich einbilden, daß wir uns dessen alle Augenblicke ganz genau bewußt wären, was wir unser Selbst nennen; daß wir seine Wirklichkeit und kontinuierliche Fortdauer empfänden und daß wir sowohl von ihrer Identität, als Einfachheit, eine über die evidenteste Demonstration erhabene Gewißheit hätten . . . Unglücklicherweise sind alle diese positiven Behauptungen derjenigen Erfahrung entgegen, welche man zu ihrer Bestätigung anführt, und wir haben gar nicht einen solchen Begriff von dem Ich, wie er hier angegeben worden ist . . . Wenn ich für meinen Teil recht tief in dasjenige eindringe, was ich mein Ich nenne, so treffe ich allemal auf gewisse partikuläre Vorstellungen oder auf Empfindungen von Hitze und Kälte, Licht oder Schatten,

---

[1]) Berkeley a. a. O. S. 22.

[2]) Berkeley a. a. O. S. 23. [3]) a. a. O. S. 24.

[4]) Hume, Treatise, Green and Gr. 1878, I S. 495.

Liebe oder Haß, Lust oder Unlust. Ich kann mein Ich nie allein ohne Vorstellung ertappen, und alles, was ich beobachte, ist nie etwas anderes als eine Vorstellung. Wenn meine Vorstellungen eine Zeitlang aufgehoben sind, wie im tiefen Schlafe, so fühle ich mein Ich während dieser Zeit gar nicht, und man könnte mit Wahrheit sagen, daß es gar nicht existiere . . . Er kann vielleicht etwas Einfaches und Kontinuierliches wahrnehmen, welches er sein Ich nennt; ob ich gleich gewiß bin, daß sich in mir ein solches Ding nicht findet. Allein, sobald ich nur einige Metaphysiker ausnehme, so kann ich dreist von dem ganzen übrigen Menschengeschlechte behaupten, daß sie nichts als ein Bündel oder eine Sammlung von verschiedenen Vorstellungen sind, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit aufeinander folgen und in einem beständigen Flusse und einer kontinuierlichen Bewegung sind.[1])

In der Tat, gegen diese Auffassung des Ich ist kaum etwas Ernstliches vorzubringen, natürlich immer nur auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie. Diese Auffassung ist denn auch von Kant und vielen der heutigen Erkenntnistheoretiker angenommen, wenn auch teilweise und meist mit anderer Terminologie, beispielsweise Bewußtsein und Bewußtseinsinhalt. Wenn Berkeley sagt: „Unter dem Wort Geist verstehen wir nur das, was denkt, will und perzipiert; dies und nur dies macht die Bedeutung dieses Wortes aus",[2]) so wäre es ein waghalsiges Unternehmen, das zu leugnen, was den Bezeichnungen Denken, Wollen und Perzipieren zugrunde liegt. Aber es handelt sich hier nur darum, daß all das nichts anderes ist als der kontinuierlich bewegte Bewußtseinsinhalt oder der Fluß der Perzeptionen. Außer dem Bewußtseinsinhalt ist weder eine Außenwelt noch ein Ich. Die kolossale, bewegte Menge der Perzeptionen ist das Bewußtsein oder das Ich.

Berkeley hat die Materie aus der Erkenntnistheorie ausgetrieben. So müssen auch seine Geister ausgetrieben werden, wie es von Hume geschehen ist. Wie wichtig Berkeley das erstere war, kann daraus geschlossen werden, daß er fast 134 Seiten seiner Prinziples der Erledigung dessen gewidmet hat, was er über die Erkenntnis von Gegenständen zu sagen hatte, aber nur 12 Abschnitte für die Ausführung desjenigen Teiles seiner Disposition, der von den Geistern handelt, obschon nach seiner Meinung die Erkenntnis der Geister nicht so mangelhaft ist, wie man gewöhnlich annimmt. Als richtige Substanz trägt und perzipiert der Geist und ist als solche ein einfaches, unteilbares und tätiges Wesen, das Ideen produziert. Sofern es sie bloß trägt und perzipiert, heißt es Verstand, sofern es sie hervorbringt oder anderweitig auf sie tätig ist, heißt es Wille.

---

[1]) Hume, Traktat, Koettgen-Lipps S. 325 ff., Green and Grote S. 533 ff.
[2]) Berkeley a. a. O. S. 96.

Während aber Berkeley für die Nichtexistenz der körperlichen Substanz die Evidenz der Beobachtung hatte, weiß er für die Geistersubstanz nichts anzuführen, das sie zeigen könnte. Die Existenz der Geister muß, wie er meint, angenommen werden, weil die Idee nicht aktiv sein kann, weil in ihr keine Ursache ist, auf eine andere irgend einen Einfluß auszuüben. Weil nun aber doch zweifellos eine beständige Folge von Ideen Platz hat, so muß eine andere Ursache existieren, durch welche die Ideen hervorgebracht und verändert werden — der Geist. Ein Geist aber ist in der Erkenntnistheorie nicht verwendbar. Alle Perzeptionen, Vorstellungen, Sinneswahrnehmungen, Begriffe, Ideen, *εἴδωλα*, impressions, Schmerz- und Lustempfindungen zusammen sind das Bewußtsein, das natürlich nicht individuell, sondern überindividuell ist.[1]) Außer ihm einen substantiellen Geist annehmen, heißt das Gebiet der Erkenntnistheorie verlassen.

Ein Beispiel möge die Sache verdeutlichen. Ich sehe einen blühenden Apfelbaum vom Winde bewegt. Was geschieht bei diesem Vorgang? Was ist? Ein Ich kann nicht beobachtet werden. Der Baum ist eine Erscheinung, eine Perzeption. Dieser Perzeption folgen die anderen des Stammes, der Äste, der Zweige, Blätter, Blüten als Gesichtsperzeptionen und Klangperzeptionen des Bewegtwerdens oder Rauschens und Geruchsperzeptionen des Duftes. Diese Perzeptionen sind, solange sie sind, mein ganzes Ich. Wenigstens ist außer ihnen nichts zu beobachten. Die Reihe der Perzeptionen ist das Selbst. Lese ich das Wort „Baum" laut, so ist das Gesichtsbild dieses Wortes mit seinen Teilerscheinungen, den Buchstaben, die erste Perzeption in der Reihe, das Klangbild die zweite, das Gedächtnisbild vielleicht die dritte, dann folgt vielleicht die Perzeption des „wirklichen" Baumes, der vor dem Fenster steht, die Perzeption des rauschenden Baumes als fünfte, die des duftenden Baumes als sechste, die Lust, eine Blüte zu pflücken, als siebente, die Perzeption des ausgestreckten Armes als achte usw., natürlich auch in anderer Reihenfolge. Diese Reihen der Perzeptionen sind für den Erkenntnistheoretiker nicht von etwas Hypostatischem, von einer Substanz, einem Ich, einem Substrat empfangen und aufgenommen, auch von nichts dergleichen begleitet worden, auch eilte nichts über sie hin und zurück. Nichts ist dagewesen als Perzeption nach Perzeption. Die allerschärfste Beobachtung kann nichts außer den Perzeptionen finden. Blume, blauer Himmel, unser Körper, eine Chimäre, unser Auge, das Geräusch der Uhr, unser Auge, der Schrei des Vogels,

---

[1]) Humes Auffassung scheint uns am besten in dem Satze ausgedrückt zu sein: External objects are seen and felt and become present to the mind, that is they acquire such a relation to a connected heap of perceptions, as to influence them very considerably in augmenting their number. a. a. O. S. 495.

sämtliche Wörter, Vorstellungen und Gedanken des „Erlkönig" usw. können eine solche Reihe sein. Aber auf keine Weise und durch keine Mittel vermag der Erkenntnistheoretiker noch etwas außer diesen Perzeptionsreihen zu entdecken, das auch nur vorhanden wäre, geschweige denn, das sie produzierte. Was auch immer die kühnste Phantasie aus dem Nichts hervorrufen wollte, wäre doch nur Perzeption, ganz wie die andern.

Doch es bedarf keiner weiteren Ausführungen über diesen Punkt. Der Humesche Satz, der oben erwähnt wurde, ist vollkommen hinreichend, weil er durch keine entgegengesetzte Erfahrung umgestoßen werden kann: „Ich kann mein Ich nie allein ohne Vorstellung ertappen. Alles, was ich beobachte, ist nie etwas anderes als eine Vorstellung."

Allein, setzen wir auch das Dasein eines tätigen, produzierenden Geistes, eines produktiven Selbst einen Augenblick voraus, so fehlt uns auch dann noch ein Anhaltspunkt dafür, daß dieses produktive Selbst nur die bloßen Vorstellungen produziert, d. h. die Perzeptionen, die als bloße Vorstellungen oder Gedächtnis- und Phantasievorstellungen gelten. Es fehlt vollkommen an jeglicher Beobachtung und jedem Beweis dafür, daß es nicht auch die Sinneswahrnehmungen erzeugt. Angenommen aber, es erzeuge sie wirklich beide, die Sinneswahrnehmungen und die bloßen Vorstellungen, so fehlt es erst recht sehr weit daran, daß dieses Selbst ein Kriterium für die Unterscheidungen der Perzeptionen abgeben könnte, da sich dann alle Perzeptionen gerade in dem gleichen, in dem sie sich unterscheiden sollen, nämlich in ihrem Erzeugtsein von dem Ich.

Da also ein produktives Ich, das etwas anderes wäre, als seine Perzeptionen, nicht existiert, und wenn es existiert, doch in dieser seiner Existenz nicht unbestritten anerkannt wird, da es ferner, was nicht eben erst noch untersucht werden muß, sondern ohne weiteres evident ist, selbst wenn es existiert, doch ebensowenig erkennbar und erkannt ist, wie all die anderen Dinge an sich, die Außenwelt genannt werden, da es, was ebenso evident ist, auch in der Erzeugung der Perzeptionen ganz und gar unbekannt und unerkennbar ist, da man nicht einmal feststellen kann, ob es alle Perzeptionen oder nur die bloßen Vorstellungen produziert, kurz da wir von dem Ich gar nichts wissen und kennen, weder sein Dasein, noch seine Produktionsweise, noch seine Produkte, so ist an eine Verwendung des Ich als Kriterium für die Unterscheidung der Perzeptionen nicht von ferne zu denken, und der Satz: Die bloßen Vorstellungen werden von uns selbst, von unserm Ich, unserm Selbst oder unserm Geiste erzeugt, die andern nicht, ist ganz unbrauchbar, weil rein phantastisch.

Anmerkend können wir noch hinzufügen, daß die Ansichten von der Erzeugung der Sinneswahrnehmungen durch die Außenwelt und von der Erzeugung der bloßen Vorstellungen durch das Ich nur in

enger Verbindung miteinander entstanden sind und ebenso auch hinfällig werden. Nicht bemerkt brauchte wohl zu werden, daß mit dem produktiven Selbst natürlich nur das Selbst gemeint ist, insofern es Perzeptionen erzeugen soll, nicht aber das, was man sonst im Leben oder auch in den Wissenschaften ein produktives Selbst nennen mag.

6. Die Passivität unseres Willens bei den Sinneswahrnehmungen.

Diese Passivität bot sich uns oben als vierte Antwort auf unsere Frage an. Diese Antwort hängt mit der zuletzt behandelten aufs engste zusammen, insofern durch diese Passivität ausgedrückt werden soll, daß mein Geist beliebige Ideen erzeugen kann, von den Sinneswahrnehmungen aber überwältigt wird. Mit Rücksicht des im vorigen Abschnitte über den produktiven Geist Ausgeführten fassen wir überall, auch wo der Ausdruck anders lautet, die Sache so, daß mein Wille von den Sinneswahrnehmungen überwältigt wird, von den andern Perzeptionen aber nicht, daß er diese vielmehr herbeiruft. Wie bereits früher erwähnt, sind Berkeley alle Ideen, sowohl Sinneswahrnehmungen als andere, für sich untätig, inaktiv, ja passiv. Der menschliche Geist aber ist nur bei den Sinneswahrnehmungen passiv, bei den bloßen Vorstellungen aktiv. „Ich finde," sagt Berkeley, „daß ich Ideen in meinem Geiste nach Belieben hervorrufen und die Szene so oft wechseln und sich verändern lassen kann, als ich es für geeignet halte. Ich brauche nur zu wollen, und sofort taucht diese oder jene Idee (= Perzeption) in meiner Phantasie auf, und durch dieselbe Kraft tritt sie ins Unbewußtsein zurück und macht einer andern Platz. Dieses Produzieren und Aufheben von Ideen berechtigt uns den Geist recht eigentlich aktiv zu nennen . . . Aber was für eine Macht ich auch immer über meine eigenen Gedanken haben mag, so finde ich doch, daß die Ideen, die ich gegenwärtig durch den Sinn perzipiere, nicht in einer gleichen Abhängigkeit von meinem Willen stehen. Wenn ich bei vollem Tageslicht meine Augen öffne, so steht es nicht in meiner Macht, ob ich sehen werde oder nicht, noch auch, welche einzelnen Objekte sich meinem Blicke darstellen werden, und so sind gleicherweise auch beim Gehör und den andern Sinnen die ihnen eingeprägten Ideen nicht Geschöpfe meines Willens. Es gibt also einen anderen Willen oder Geist, der sie hervorbringt."[1]) Die hier berührte Sache ist sehr wichtig und es darf ihr nichts von dem Gewichte genommen werden, das auf ihr liegt. Auch Locke ist der Ansicht, „daß wir bei offenen Augen den Vorstellungen, welche Sonne und Licht in uns hervorrufen, den Zugang nicht verwehren können"; er schließt daraus, daß dasjenige, was diese und

[1]) Berkeley a. a. O. S. 35 u. 36.

derartige Vorstellungen in mir hervorbringe, „der Eindruck eines äußeren, meine Sinne affizierenden Objektes sein müsse".[1]) Darum könne kein Mensch so skeptiseh sein, daß er an der Existenz dieser Dinge zweifle. Diesem Schlusse konnten wir uns, wie wir im vierten Abschnitte dieser Untersuchung gesehen haben, so wenig anschließen, wie Berkeley. Denn wir wissen keinen Grund, der stichhaltig genug wäre, davon zu überzeugen, daß nicht ebensowohl Gott, wie Berkeley meint, diese Wirkung hervorbringen könne, wenn nicht etwa den, daß es weniger gebräuchlich geworden ist, als es in den Tagen Descartes und Berkeleys noch war, Gott in erkenntnistheoretische Untersuchungen hereinzuziehen. Aber wir wollten gar nicht weiter davon reden, sondern uns freuen, wenn nur der Vordersatz wahr und unumstößlich gewiß wäre. Für diese Gewißheit würden wir den Schluß gern hingeben. Denn wir würden dann ohne Zweifel ein sicheres Unterscheidungsprinzip für unsere Perzeptionen haben, und dies wäre vorläufig mehr wert, als jener Schluß. Denn wir erinnern uns daran, daß, selbst wenn das Vorhandensein einer die Sinne affizierenden Außenwelt nachgewiesen wäre, diese noch nicht als Unterscheidungsprinzip unserer Perzeptionen gebraucht werden könnte, da es dann immer noch so lange unentschieden wäre, welche von ihr gewirkt sind und welche nicht, so lange man den ganzen Gang der Bewirkung und Erzeugung der Vorstellungen durch die Außenwelt und sie selbst nicht genau und völlig kennen würde.

Die Frage, auf deren Beantwortung das schwerste Gewicht gelegt wird, lautet also nunmehr so: Ist es unumstößlich gewiß, daß wir bei offenen Augen den Vorstellungen, welche Sonne und Licht in uns hervorrufen, den Zugang nicht verwehren können? Ist es ferner unumstößlich gewiß, daß ich, wie Berkeley meint, Ideen in meinem Geiste nach Belieben hervorrufen und die Szene so oft wechseln und sich verändern lassen kann, als ich es für geeignet halte, daß ich nur zu wollen brauche, und sofort taucht diese oder jene Idee in meiner Phantasie auf, und durch dieselbe Kraft tritt sie ins Unbewußtsein zurück und macht einer andern Platz?

In der Beantwortung des ersten Teiles dieser Doppelfrage scheint bei allen, die darüber nachgedacht haben, große Übereinstimmung zu bestehen. Descartes streift diesen Gegenstand nur flüchtig, und gerade daraus ist ersichtlich, für wie selbstverständlich und zu dem, was die Natur lehrt, oder zu den klaren Fundamentalsätzen gehörend er die Sache gehalten hat. In der dritten Untersuchung an der Stelle, wo von dem Ursprung der Vorstellungen die Rede ist, sagt er: „Indes handelt es sich hier vorzüglich um die, welche ich als von den außer mir daseienden Dingen entlehnt betrachte, welcher Grund nämlich mich bestimmt, diese Vorstellungen als diesen Dingen ähnlich zu nehmen. Es geschieht nämlich, weil ich von

[1]) Locke, Versuch über den menschlichen Verstand, 4. Bd. 11. Kap. § 5.

Natur so belehrt bin und weil ich außerdem bemerke, daß diese Vorstellungen nicht von meinem Willen, also auch nicht von mir abhängen; denn ich bemerke sie oft, auch ohne daß ich es will. So fühle ich die Wärme, mag ich wollen oder nicht, und deshalb nehme ich an, daß dieses Gefühl oder diese Vorstellung der Wärme von einem von mir verschiedenen Gegenstande, nämlich von der Wärme des Feuers, bei dem ich sitze, herkommt, und es drängt sich von selbst mir die Annahme auf, daß jener Gegenstand seine Ähnlichkeit und nichts etwas anderes mir einflößt . . . Wenn nun auch jene Vorstellungen nicht von meinem Willen abhängen, so ist deshalb noch nicht ausgemacht, daß sie notwendig von außerhalb meiner befindlichen Dingen herkommen."[1]) In derselben Untersuchung gegen das Ende hin findet sich die Bemerkung, daß die Vorstellungen sämtlicher Dinge, wenn sie den äußeren Sinnesorganen begegnen oder zu begegnen scheinen, uns unversehens zukommen.[2]) Es steht mit der Überwältigung meines Willens durch die Sinneswahrnehmungen ebenso, wie damit, daß es uns unmöglich ist, Gott ohne Dasein zu denken (d. h. ein vollkommenstes Wesen, dem eine Vollkommenheit abgeht).[3]) Die Bilder der sinnlichen Dinge umlagern das Denken.[4]) Diese beiden letzten Stellen sind der fünften Untersuchung entnommen. Auch die sechste Untersuchung enthält eine solche: „Zunächst habe ich also bei mir die Frage zu wiederholen, was denn das ist, was ich als das sinnlich Wahrgenommene früher für wahr gehalten habe. Dann werde ich die Gründe zu erwägen haben, weshalb ich später dies in Zweifel gezogen habe, und endlich werde ich überlegen, was ich nunmehr von ihnen zu glauben habe. Zuerst also habe ich gefühlt, daß ich einen Kopf, Hände, Füße und die übrigen Glieder habe, aus denen jener Körper besteht, welchen ich als einen Teil von mir, ja vielleicht als mich selbst ansah. Und ich fühlte, daß dieser Körper sich unter vielen anderen befand, von denen er mancherlei Vorteil oder Nachteil erleiden konnte, und ich maß die Vorteile durch das Gefühl der Lust und die Nachteile durch das Gefühl des Schmerzes usw. Und führwahr, nicht ohne Grund nahm ich wegen der Vorstellungen aller dieser Eigenschaften, welche meinem Denken sich darboten, und die allein ich eigentlich und unmittelbar fühlte, an, daß ich gewisse Dinge wahrnehme, die von meinem Denken ganz verschieden sind, nämlich Körper, von denen diese Vorstellungen herkämen. Denn ich bemerkte, daß jene ohne all mein Zutun mir zukamen, so daß ich keinen Gegenstand wahrnehmen konnte, obgleich ich wollte, wenn er nicht dem Sinnesorgan gegenwärtig war, noch die Wahrnehmung abhalten konnte, wenn er

---

[1]) Descartes a. a. O., Untersuchungen S. 51 u. 52.
[2]) Idem ibidem S. 72.
[3]) Idem ibidem S. 93.
[4]) Idem ibidem S. 95.

gegenwärtig war.[1]) Später ist in derselben Untersuchung wiederholt ausgesprochen, daß die Sinneswahrnehmungen von meinem Willen unabhängig sind.[2]) Das Vermögen, wahrzunehmen, wird ein leidendes genannt[3]) und das Wahrnehmen ein Empfangen und Erfassen der sinnlichen Dinge. Die Vorstellungen treten ohne mein Zutun, ja oft gegen meinen Willen hervor.[4]) In den Prinzipien wird ebenfalls betont, daß in allem Wahrnehmen auch ein Leiden ist,[4]) und daß es nicht in unserer Gewalt ist, das eine eher als das andere zu empfinden, sondern daß das vielmehr von dem Dinge abhängt, das unsere Sinne erregt.[5]) Aus Berkeleys Principles ist hier zu erwähnen, was er LVI. Abschnitt ausgeführt hat. Dort führt er die Ansicht der Menge, daß Ideen oder Objekte der Wahrnehmung eine vom Geiste unabhängige Existenz außerhalb desselben hätten, und die andere der Philosophen, daß es gewisse Objekte gebe, die wirklich außerhalb des Geistes seien oder eine von ihrem Perzipiertwerden verschiedene Subsistenz haben, Objekte, von welchen unsere Ideen nur Bilder oder Ähnlichkeiten seien, die durch diese Dinge dem Geiste eingeprägt würden, darauf zurück, daß die Menschen wissen, daß sie manche Ideen perzipieren, deren Urheber sie nicht selbst sind, da dieselben nicht von innen her angeregt werden, noch auch von ihren eigenen Willensakten abhängen, und daß die Philosophen dasselbe Bewußtsein haben, nicht selbst die Urheber ihrer eigenen Wahrnehmungen zu sein.[6]) In dem CXLVI. Abschnitt der Principles heißt es: „Aber obwohl es einige Dinge gibt, die uns überzeugen, daß die Wirksamkeit menschlicher Wesen an ihrer Hervorbringung beteiligt sei, so ist es doch einem jeden klar, daß die Dinge, welche wir Naturprodukte nennen, d. h. der weitaus größere Teil der von uns perzipierten Ideen oder Sinneswahrnehmungen, nicht durch menschliche Willensakte hervorgebracht werden oder von denselben abhängig ist.[7])

Nun ist es auch an diesem Punkte nicht nötig, die Ansichten aller oder auch nur der wichtigsten Philosophen zusammenzutragen und so gleichsam eine Geschichte der Theorien über die Sinneswahrnehmungen zu schreiben, es ist vielmehr eine bekannte Sache, daß die meisten Denker die Produktion der Sinneswahrnehmungen als von außen her so erfolgend zu betrachten pflegen, daß sie ohne Betätigung unseres Willens und gegen diesen Willen stattfindet. Statt anderer sei darum nur noch als typisch Rousseau erwähnt, der in

---

[1]) Descartes a. a. O., Untersuch. S. 103.
[2]) Idem ibidem S. 106.
[3]) Idem ibidem S. 109.
[4]) Idem, Prinzip. S. 13.
[5]) Idem ibidem S. 42.
[6]) Berkeley a. a. O S. 49 u. 50.
[7]) Berkeley a. a. O. S. 100.

dem Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars ganz richtig gefragt hatte: Wie kann ich, da ich fortwährend, entweder unmittelbar oder durch das Gedächtnis, Eindrücke erleide, wohl wissen, ob diese Empfindung meiner selbst etwas mit diesen nämlichen Eindrücken nicht Zusammenfallendes ist, und ob sie von ihnen unabhängig zu sein vermag. „Sie (die Sinnesempfindungen)", sagt Rousseau, „affizieren mich ohne mein Zutun, und es hängt von mir weder ab, sie hervorzurufen, noch sie von mir fernzuhalten." [1] . . . „Hängt es auch nicht von mir ab, zu empfinden oder nicht zu empfinden, so steht es doch in meiner Gewalt, das, was ich empfinde, mehr oder weniger einer Untersuchung zu unterwerfen." „Ich bin also nicht bloß ein sinnliches und passives, sondern auch ein tätiges und intelligentes Wesen." [2] „Der Wille bewegt den Körper, die Sinneseindrücke die Seele, wenn auch das eine ebenso unbegreiflich ist, wie das andere. Dort ist die seelische Substanz aktiv, hier ist sie passiv. [3] Auch bei Kant ist die Sinnlichkeit das passive, der Verstand das aktive Erkenntnisvermögen. Fichte dagegen läßt das Ich die Empfindung bewußtlos produzieren, wodurch dann der Schein erweckt werde, als würden die Empfindungen durch Einwirkung von außen hervorgebracht. Das ganze Objekt wird von dem Ich (natürlich nicht von dem sinnlich empirischen Ich) produziert. Bei ihm findet also keine Überwältigung von außen her, sondern eine Produktion nach außen hin statt. Die Rezeptivität ist eigentlich Spontaneität, die sich selbst Grenzen setzt. Diese abweichende Ansicht Fichtes führt uns zu der Frage: Ist es richtig, daß uns die Sinneswahrnehmungen überwältigen, daß sie gegen unsern Willen stattfinden können und daß sie sich dadurch von anderen Vorstellungen scharf unterscheiden?

Zunächst verweisen wir auf die unbestrittene Tatsache, daß es ebenso scheinbar von unserem Willen abhängt, bestimmte Sinneswahrnehmungen zu haben, wie es scheinbar von unserem Willen abhängt, bestimmte Reihen von Gedächtnis- und Phantasievorstellungen zu haben. Der Seemann besteigt sein Schiff, um mit einem Naturforscher an Bord die Tiefseefauna im indischen Ozean zu erforschen, der Geologe läßt Schächte in die Erde graben, um das Erdinnere auszubeuten, der Musikliebhaber geht einen Paganini zu hören, der Philologe veranstaltet eine Homer-Ausgabe, der Tourist reist in das Engadin, das Mädchen betrachtet sich im Spiegel. Sie alle wollen bestimmte Sinneswahrnehmungen haben und haben sie auch.

Nun sagt man: Zweifellos ist es aber auch, daß der Seemann, der soeben die Zugspitze bestiegen hat, keinesfalls die Sinneswahrnehmungen haben kann, die er hahen würde, wenn er den Indischen Ozean befahren würde, mag er auch den energischsten Willen haben,

---

[1] Rousseau, Emil II, Recl. S. 123 u. 124.
[2] Idem ibid. S. 127.
[3] Rousseau ibid. S. 131.

den jemals ein Seemann gehabt hat. Dagegen wird hier gefragt: Kann man denn aber **bestimmte** Phantasievorstellungen zu jeder Zeit nach Belieben hervorrufen? Sagt dem Kinde, das noch keine Orange gesehen hat, es solle sich eine Orange vorstellen. Es wird sich wohl eine Vorstellung davon machen, etwa von der Art eines Apfels, aber die Vorstellung einer Orange wird es nicht bilden können. Das eine Beispiel beweist, daß es nicht in unserem Belieben steht, bestimmte Phantasievorstellungen zu haben. Aber, sagt ihr, wenn das Kind auch nicht die Vorstellung einer Orange gehabt hat, so hat es doch eine ähnliche gehabt, oder, wenn auch das nicht, so doch wenigstens eine Phantasievorstellung überhaupt. Zugegeben, aber hat denn der Seemann auf der Zugspitze, der die Sinneswahrnehmung des Indischen Ozeans haben wollte, abgesehen von seinen Gedächtnisvorstellungen oder auch von seinen Einbildungsvorstellungen, nicht ähnliche Sinneswahrnehmungen, wenn auch vielleicht aus Phantasie, Gedächtnis und sogenannter Wirklichkeit gemischt gehabt? Nichts berechtigt aber dazu anzunehmen, die Vorstellung des Kindes sei durch seinen Willen hervorgerufen, die des Seemanns aber nicht. Das Gemische, das der Seemann gesehen hat, war, wenn die Täler von Nebel voll waren, der sogenannten Wirklichkeit sogar ähnlicher als das, was sich das Kind vorstellte, als es sich eine Orange vorstellen sollte.

Stellen wir aber lieber gleich die Hauptgegenfragen. Wo ist die überwältigende Kraft der Sinneswahrnehmungen in dem Zustande, den wir Zerstreutheit nennen? Nichts ist bekannter als die Karikatur des Zerstreuten, der das Haus verläßt und bei strömendem Regen den Regenschirm unter dem Arm trägt. Ähnliches ereignet sich in Wirklichkeit. Dieser Zustand der Zerstreutheit kann nicht anders erklärt werden als durch die Tatsache, daß die Sinneswahrnehmungen oder auch bestimmte andersartige Vorstellungen von anderen Perzeptionen momentan verdrängt sind. Zehn Personen treten nacheinander vor daß Straßburger Münster mit gesunden Augen und mit offenen Augen. Die eine ist ein Soldat, der nach seiner Kaserne eilt, weil Alarm geblasen worden ist, die andere ein Kaufmann, der an seine Passiva denkt, weil er vor dem Konkurs steht, die dritte ein Engländer, der das Münster sich ansehen will, die vierte ein Priester, der zum tausendstenmal die Messe lesen geht, die fünfte ein Kind, das einem Hündchen nachläuft, die sechste ein junger Bildhauer, der auf der Wanderfahrt ist, die siebente ein Konditorlehrling, der eine Torte trägt, die achte ein Dichter, der den Turm besteigen will und dabei an Goethe denkt, die neunte ein Mädchen, das zwanzig Schritt vor sich den Geliebten gehen sieht, die zehnte eine Witwe, die ihren einzigen Sohn verloren hat und nun in das Münster geht, um dort zu beten. Haben diese zehn Personen den gleich überwältigenden Eindruck vom Münster? Keineswegs. Das Kind, das dem Hündchen nachläuft, sieht das Münster kaum, das Mädchen, das den Geliebten vor sich sieht, gar nicht, der Kaufmann, der seinen Konkurs vor

Augen hat, nicht im geringsten, der Soldat wenig, der Priester anders als der Engländer, vielleicht auch kaum, weil er schwere Zweifelsgedanken wälzt, die in ihm kämpfen mit seinem Gelübde, der Bildhauer anders als der Dichter, der Dichter anders als die Witwe, und der Konditorlehrling besieht sich die Torte, ob sich nichts davon nehmen lasse, ohne daß es entdeckt werden könne. Aber siehe, dort steht mit gespreizten Beinen ein Tonkünstler, den wir fast übersehen hätten. Seine Augen sind auf die große Rosette gerichtet, Mit dem Stock schlägt er fast den Takt. Er sieht nicht die Rosette, nicht das Münster, er hört die herrlichen Töne der Orgel, die nicht etwa im Münster gespielt wird, sondern so, wie diese Töne erklingen würden, wenn die Orgel von seiner Hand gespielt werden würde. Damit aber das Dutzend voll werde, rennt gar noch einer daher; er hebt einen Stein und wirft ihn gegen die Figur, die das Christentum darstellt, und schreit: „Nieder mit Jesus Christus! Seht ihr, er ist von Glas! Hört ihr, wie es bricht? Ich werde jetzt euer Gott sein.“ Alles ist entsetzt. Man schreit und ruft und eilt, den Wahnsinnigen in eine Droschke zu verbringen. Wie ist es möglich, daß eine Sinneswahrnehmung, wie die des Münsters, die doch gewiß von einer gewissen hervorragenden Kraft sein müßte, bei den einen gar nicht, bei den andern kaum oder wenig, bei allen aber verschieden vorhanden war? Man wendet ein, die Aufmerksamkeit sei bei den einen gar nicht, bei den andern nur mit irgend einem Bruchteil, bei noch andern ganz auf das Münster gerichtet gewesen. Aber damit kommt man um die Sache nicht herum. Man verliert damit die Schwierigkeit nicht aus dem Gesichte, sondern tritt ganz im Gegenteil noch näher an sie heran. Denn das ist es gerade, was hier konstatiert werden sollte, daß die Aufmerksamkeit bei einigen gar nicht, bei andern wenig, bei andern mehr und wieder bei andern ganz auf das Münster gerichtet war. Die hervorragend kräftige Sinneswahrnehmung war nicht imstande, die Aufmerksamkeit aller zu erzwingen. Das genügt. Sie konnte andere Perzeptionen nicht verdrängen, mußte vielmehr ihnen weichen, und zwar teilweise sogar Perzeptionen, die wir bloße Vorstellungen nennen. Und doch kann man in den meisten dieser Fälle nicht einmal von Zerstreutheit reden.

Anderseits ist es uns oft ganz unmöglich, uns eines Sprichwortes zu erinnern, das wir sehr oft gehört haben, oder einer Anekdote, die wir selbst sehr oft erzählt haben, oder auch eines Namens, der uns geläufig war. Wir sagen, sie sind uns zum Greifen nah, sie fahren uns vor dem Munde herum, aber trotz aller verzweifelten Anstrengungen, welche unser Wille macht, können wir sie nicht herbeiholen oder herbeizwingen. Wir werden ärgerlich, zornig, es ist zum Rasendwerden, aber die Perzeptionen tauchen nicht auf. Wir stehen vor einem Unabänderlichen. Mit einem gewissen Ingrimm gehen wir zur Tagesordnung über, und da, wo es

nicht mehr nötig wäre, erscheint plötzlich mit der größten, wir möchten sagen, graziösesten Leichtigkeit das ganze Sprichwort, die ganze Anekdote, der gesuchte Name ganz von selbst und, was das Merkwürdigste ist, jetzt ist unser Wille nicht mehr imstande, sie fernzuhalten.

Wir wollen eine gelehrte Arbeit schreiben, immer wieder werden wir von Peitschenknallen gestört, aber siehe da, wir haben, weil wir an einer Stelle unserer Arbeit ganz vertieft waren, überhört, daß ein Feuersignal geblasen worden ist. Wir hören die fröhlichsten Töne, werden aber dabei von den schmerzlichsten Gedächtnisvorstellungen übermannt. Der Mörder wird von den Erinnerungsbildern seiner Tat gequält, und die Wahrnehmungsbilder, die er hat, können die Erinnerungs- und Phantasiebilder nicht verscheuchen.

Mögen nun auch die Fälle häufiger sein, in welchen die Sinneswahrnehmungen uns überwältigen, als die andern, in welchen die Gedächtnisvorstellungen oder die Phantasieperzeptionen, wie etwa beim Dichter, dasselbe tun, jedenfalls beweisen die wenigen angeführten Tatsachen, daß die Sinneswahrnehmungen sich nicht dadurch von den andern Perzeptionen unterscheiden, daß wir sie nicht nach Belieben hervorrufen oder fernhalten können. Denn dasselbe ist auch bei den andern Perzeptionen der Fall, wenn auch vielleicht nicht so häufig.

Auf einen Punkt muß jedoch noch hingewiesen werden. Sowohl Locke als auch Berkeley haben in den oben zitierten Stellen das Sonnenlicht oder Tageslicht als Beispiel gewählt. Es könnte nun scheinen, daß dieses Beispiel kein Seitenstück finden könne unter den andern Vorstellungen. Damit schiene dann erwiesen zu sein, daß man bei den sogenannten Sinneswahrnehmungen doch mit weit mehr Recht von einer Überwältigung reden dürfe, als bei den andern Vorstellungen. Das ist jedoch nur Schein. „Wenn ich bei vollem Tageslichte meine Augen öffne,“ sagt Berkeley, aber das ist doch nichts anderes, als wenn der Kombattant sagt: „Wenn ich mit klarem und frischem Gedächtnis an die Schlacht bei Wörth, die ich mitgemacht habe, zurückdenke.“ Man kann seine Augen geschlossen halten, so braucht man auch seine Gedanken nicht rückwärts gehen zu lassen, und, wenn man die Augen öffnet, so hat man nichts anderes getan, als wenn man seine Gedanken in klarer Erinnerung rückwärts gehen läßt, und es kann dann im letzteren Falle die Gedächtnisvorstellung genau ebensowenig unterbleiben, wie im ersteren Falle die Wahrnehmung. Wenn der Kämpfer von Wörth am 6. August seine Gedanken nach Wörth schickt, so kann er sich der Vorstellungen und Perzeptionsreihen, die entstehen, nimmer erwehren. Sie treten überwältigend herein. Sie stehen nicht mehr in seiner Macht. So kommt auch die Tragödie über den Dichter, und er ist nicht imstande, dem Strom der Phantasieperzeptionen Einhalt zu gebieten. Der Verzückte aber sieht den Himmel offen, während sein offenes

Auge auf eine Tapetenwand gerichtet ist, und der Ekstatiker hört die Stimme des Zeus und die Worte, die dieser zu ihm spricht, während ein Kind neben ihm ein Liedchen singt, das er nicht hört. So wenig sind die sogenannten Sinneswahrnehmungen allein überwältigend. Wenn die Perzeptionen da sind, ob nun sogenannte sinnliche Wahrnehmungen oder sogenannte bloße Vorstellungen, dann ist es keinem Willen mehr möglich, sie fernzuhalten. In diesem Punkte besteht kein Unterschied. Ebenso aber kann man beide Arten scheinbar hervorrufen nach Belieben.[1]) Es ist also auch dieses Kriterium, die Passivität unseres Willens bei den Sinneswahrnehmungen, nicht geeignet, uns zu befriedigen. Indem wir diesen Gegenstand verlassen, verweisen wir noch ganz besonders auf das in Abschnitt 3 bereits Gesagte, das teilweise eng mit dem zusammenhängt, was wir in dem letzten Abschnitt behandelt haben.

7. Lebhaftigkeit und Stärke der Sinneswahrnehmungen.

Vielleicht bietet die Tatsache ein Kriterium dar, daß die Sinneswahrnehmungen stärker sind als die Vorstellungen des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, eine Instanz, die mit der unmittelbar zuvor behandelten zusammenhängt, aber wichtig genug ist, daß sie besonders für sich einer Untersuchung unterworfen wird. Damit sind wir mit der Untersuchung an den Perzeptionen selbst angekommen und fangen an, den Unterschied oder das Unterscheidungsprinzip in ihnen selbst zu suchen, anstatt außerhalb ihrer. Dieses Prinzip stammt schon von Berkeley her und ist von Hume als einziges angenommen, während es bei Berkeley neben andern herläuft. Die sinnlichen Ideen sind stärker, lebhafter und bestimmter als die Ideen der Erinnerung und der Einbildungskraft, und die Ideen der Erinnerung wiederum kräftiger, lebhafter und bestimmter als die der Einbildungskraft. Berkeley sagt wörtlich so: „Die sinnlichen Ideen sind stärker, lebhafter und bestimmter als die Ideen der Einbildungskraft [2]) . . . Die durch den Urheber der Natur den Sinnen eingeprägten Ideen heißen wirkliche Dinge; diejenigen aber, welche durch die Einbildungskraft hervorgerufen werden und weniger regelmäßig, lebhaft und beständig sind, werden als Ideen im engern Sinne oder als Bilder der Dinge, welche sie nachbilden und darstellen, bezeichnet . . . Es ist zuzugeben, daß die sinnlichen Ideen mehr Realität in sich tragen, d. h. sie sind kräftiger, geordneter, zusammenhängender als die Geschöpfe des Geistes.“ [3])

[1]) Das ganze Argument, das vom Willen hergenommen wird, erklärt sich daraus, daß wir gewohnt sind, unsern Willen als etwas Unbeständiges, ewig Wechselndes zu betrachten. Das ist aber das Charakteristische der Einbildungsperzeptionen.

[2]) Berkeley a. a. O. S. 36.

[3]) Berkeley a. a. O. S. 37.

Auch nach Hume sind die impressions die stärkeren, lebendigeren perceptions, nämlich die sensations, passions und emotions. Die Ideen gleich bloßen Vorstellungen dagegen sind die faint images. Der Unterschied zwischen beiden ist der zwischen feeling and thinking, der Unterschied der größeren oder geringeren force and liveliness. Zwischen den simple ideas und den impressions ist ausnahmslos kein anderer Unterschied als der Unterschied des Grades, nicht des Wesens (only in degree not in nature), während bei den complex ideas und den complex impressions noch ein Unterschied der Unähnlichkeit bisweilen stattfindet. Hierher gehört der Anfang des Treatise. Im allgemeinen ist jedoch zu sagen, daß Hume die Sache nicht eingehend genug behandelt, wenigstens nicht eingehend genug untersucht. Er konstatiert bloß die Tatsache, und auch im Inquiry ist es so. Der Grund davon ist offenbar der, daß der Gegenstand seiner beiden Werke nach seinem eigenen Geständnis die vollständige Untersuchung der Frage ist, wie sich die Eindrücke und Vorstellungen mit Bezug auf ihr Dasein verhalten, d. h. auf welcher Seite die Ursachen und auf welcher die Wirkungen zu suchen sind.[1]) Es ist das eine Sache, die hier erst später behandelt werden wird. Immerhin hat Hume über unsern Punkt klar und deutlich gesprochen. Seinen Treatise beginnt er mit den Worten: „Die Perzeptionen des menschlichen Geistes zerfallen in zwei Arten, die ich als Eindrücke und Vorstellungen bezeichne. Der Unterschied zwischen ihnen besteht in dem Grade der Stärke und Lebhaftigkeit, mit welcher sie dem Geiste sich aufdrängen und in unser Denken oder Bewußtsein eingehen. Diejenigen Perzeptionen, welche mit größter Stärke und Heftigkeit auftreten, nennen wir Eindrücke. Unter diesem Namen fasse ich alle unsere Sinnesempfindungen, Affekte und Gefühlserregungen, so wie sie bei dem erstmaligen Auftreten in der Seele sich darstellen, zusammen. Unter Vorstellungen dagegen verstehe ich die schwachen Abbilder derselben, wie sie in unser Denken und Urteilen eingehen; ein Beispiel dafür sind die Perzeptionen, welche durch die vorliegende Abhandlung hervorgerufen werden, mit Ausschluß derjenigen, welche durch die Gesichts- und Tastwahrnehmung entstehen, abgesehen außerdem von der unmittelbaren Lust oder Unlust, die sie vielleicht hervorrufen. Ich glaube, es wird nicht nötig sein, viele Worte zur Verdeutlichung dieses Unterschieds zu machen. Jeder wird in der Beobachtung seiner selbst leicht den Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellen feststellen. In ihren gewöhnlichen Graden wenigstens sind sie leicht zu unterscheiden.“[2]) That idea of red, which we form in the dark and impressions, which strikes our eyes in the sun shine differ only in degree not in nature.[3])

---

[1]) Hume, Treatise, Green and Gr. I S. 13, Übersetzung Koettgen-Lipps.
[2]) Hume ibid. S. 8—10.
[3]) Idem ibid. S. 12.

Seinen Inquiry beginnt er ähnlich: „Jedermann wird einräumen, daß ein erheblicher Unterschied zwischen den Vorstellungen der Seele besteht, je nachdem man den Schmerz einer außerordentlichen Hitze oder das Vergnügen einer mäßigen Wärme fühlt oder je nachdem man diese Empfindung nur nachträglich in das Gedächtnis zurückruft oder im voraus sich vorstellt. Diese Vermögen können die Wahrnehmungen der Sinne nachahmen oder nachbilden, aber sie können niemals die ganze Kraft und Lebhaftigkeit der ursprünglichen Empfindung erreichen. Man kann von ihnen selbst bei ihrer stärksten Äußerung höchstens sagen, daß sie ihren Gegenstand in so lebhafter Weise darbieten, daß man beinahe meint, ihn zu fühlen oder zu sehen. Aber niemals können sie, Fälle der Geistesstörung durch Krankheit oder Irrsinn abgerechnet, einen solchen Grad von Lebhaftigkeit annehmen, daß man diese Vorstellungen nicht voneinander zu unterscheiden vermöchte. Der Dichter kann selbst mit den glänzendsten Farben seiner Kunst einen Naturgegenstand nicht so ausmalen, daß man seine Beschreibung für eine wirkliche Landschaft hält. Der lebhafteste Gedanke erreicht hier die dunkelste Empfindung nicht.“[1])

Die Vorstellungen der Erinnerung (memory) sind sodann diejenigen, welche einen beträchtlichen Grad der ursprünglichen Lebhaftigkeit beibehalten haben, also Mitteldinge zwischen den Eindrücken und den Vorstellungen, die Vorstellungen der Einbildungskraft dagegen haben die Lebhaftigkeit ganz verloren.[2]) „Es erhellt in der Tat auf den ersten Blick, daß die Vorstellungen der Erinnerung viel lebhafter und stärker sind (more lively and strong) als die der Einbildungskraft, daß die erstere ihre Gegenstände in deutlicheren Farben malt als die letztere.“ [3]) In dem V. Abschnitt des III. Teiles des Treatise, der noch einmal von den Eindrücken der Sinne und der Erinnerung handelt, wird, da es unmöglich ist, die vergangenen Eindrücke behufs Vergleichung mit den Erinnerungsvorstellungen zurückzurufen, von diesem Kriterium der Vergleichung, das sich in dem letzten Satz der zitierten Stelle zeigt, ganz abgesehen und das der größeren Lebhaftigkeit und Energie allein beibehalten. Die einschlägige Stelle heißt: „Da demnach die Erinnerung weder durch die Ordnung der Elemente der zusammengesetzten, noch durch die Natur der einfachen Vorstellungen für unser Bewußtsein gekennzeichnet ist, so folgt, daß der Unterschied zwischen ihr und der Einbildungskraft nur in der größeren Energie und Lebhaftigkeit (force and vivacity) der Erinnerungsvorstellungen liegen kann. Wir können unserer Ein-

---

[1]) Inquiry, übersetzt von Kirchmann 4. A. S. 20.

[2]) either when in its new appearance it retains a considerable degree of its first vivacity and is somewhat intermediate betwixt an impression and an idea; or when it entirely loses that vivacity and is a perfect idea.

[3]) Hume, Treatise; Koettgen-Lipps S. 18 u. 19.

bildungskraft freies Spiel lassen und irgend welche Reihe vergangener Ereignisse erdichten; dies Bild der Phantasie könnten wir doch von einer Erinnerung gleichen Inhalts nicht unterscheiden, wenn nicht die Vorstellungen der Einbildungskraft schwächer und dunkler (fainter and more obscure) wären."[1]) Die Vorstellungen der Erinnerung haben in a manner a different feeling gegenüber denen der Einbildung. Hume zeigt an einem Beispiel, wie, nachdem Einbildungsvorstellungen sich als Erinnerungsvorstellungen entpuppt haben, diese nunmehr sich nur durch die Art, wie sie erlebt oder gefühlt werden, von jenen unterscheiden. „Ohne irgend eine andere Veränderung als diese neue Art, die Vorstellungen zu erleben, werden sie jetzt zu Vorstellungen der Erinnerung und damit zu Gegenständen des Glaubens.[2]) Ausdrücklich erklärt Hume sodann noch einmal, daß es nur die Art, die Vorstellungen, die uns vorgeführt werden, zu erleben, ist, die den Unterschied ausmacht, und schließt mit dem Satze: „Ich denke nun, jeder wird mit mir darin übereinstimmen, daß die Vorstellungen der Erinnerung energischer und lebhafter (more strong and lively) sind als die der Einbildung." Lipps weist in einer Anmerkung darauf hin, daß die Ausdrücke force, vivacity, vigour, energy nicht auf den Charakter der Vorstellungsinhalte, etwa ihre Intensität gehen, sondern auf die in uns unmittelbar erlebbare Art, wie die Vorstellungen da sind, in uns oder auf uns wirken, und daß diese Ausdrücke damit der Gefahr des Mißverständnisses entrückt sind.[3]) The ideas appear in a new light, die Vorstellung ist clearer sind weitere Arten den Tatbestand auszudrücken. Mit Recht sagt Lipps, Hume ringe mit der Sprache, um das, was er im Auge hat — die Besonderheit der Erinnerungsvorstellungen —, zu bezeichnen. Um so weniger, meint er, dürfen solche einzelne Ausdrücke für sich betrachtet werden.[4]) Übrigens ist noch einmal zu betonen, daß Hume in unserer Frage sich an Berkeley anlehnt und nur die Untersuchungen über den Unterschied der Einbildungs- und Erinnerungsvorstellungen hinzufügt. Interessant ist es, daß auch das Verhältnis von Ursache und Wirkung von Hume als eine gefühlte Kraft dargestellt wird:[5]) „Die Wirksamkeit der Ursachen oder die ihnen innewohnende Kraft . . . ist einzig und allein dem Geiste eigen, welcher die Verbindung von zwei oder mehr Gegenständen in allen früheren

---

[1]) Hume, Treatise; Koettgen-Lipps S. 113.

[2]) Without any other alteration beside that of the feeling, they become immediately ideas of the memory.

[3]) Hume, Treatise; Koettgen-Lipps S. 114 mit Anm. 127.

[4]) Idem ibid. S. 115.

[5]) The efficacy or energy of causes . . . belongs entirely to the soul which considers the union of two or more objects in all past instances. 'Tis here, that the real power of causes is plac'd along with their connexion and necessity . . . this customary transition is therefore the same with the power and necessity.'

Fällen sich vergegenwärtigt. Hier hat die den Ursachen innewohnende Kraft samt der Verknüpfung und Notwendigkeit ihren wahren Ort . . . Dieser gewohnheitsmäßige Übergang ist deshalb mit der Kraft und Notwendigkeit eines und dasselbe." Folglich sind Kraft und Notwendigkeit Attribute der Art, wie wir Objekte vorstellen, nicht Attribute der vorgestellten Gegenstände selbst, etwas innerlich vom Geist Gefühltes, nicht etwas äußerlich an den Körpern Vorgefundenes.[1]) Hume ist also der Begriff der Kraft oder Lebhaftigkeit so wichtig, daß er alle Erkenntnis darauf aufbaut, als auf das Einzige, das Sicherheit gewährt, der Wahrheit auf der Spur zu sein (that I am following truth). „Ohne diese Eigentümlichkeit des Geistes, gewissen Vorstellungen größere Lebhaftigkeit zu verleihen als anderen — eine anscheinend so bedeutungslose und wenig auf Vernunft gegründete Sache —, könnten wir nie einer Beweisführung zustimmen, noch unsern Blick über jene wenigen Gegenstände, die unsern Sinnen gegenwärtig sind, hinausrichten . . . Es beruht also alle Erkenntnis, die uns das Gedächtnis, die Sinne und der Verstand vermitteln, auf der Einbildungskraft oder der Lebhaftigkeit unserer Vorstellungen." [2]) Der wissenschaftliche Glaube (belief) ist ein certain feeling or sentiment, wie wir uns von Vorstellungen angemutet wissen.[3]) Wenn wir von einer Tatsache überzeugt sind, so haben wir zugleich ein Gefühl, das von denjenigen, das die bloßen Träumereien unserer Phantasie begleitet, verschieden ist.[4]) Was das Gefühl in seinem Verhältnis zur Wirklichkeit betrifft, so ist es von großem Interesse, die Rolle, die ihm ein Erkenntnistheoretiker, wie Rickert, in der neuesten Zeit zugewiesen hat, mit der zu vergleichen, welche ihm von Hume zugewiesen worden ist. Zu diesem Zwecke verweisen wir auf H. Rickerts Gegenstand der Erkenntnis S. 106 ff., müssen es aber uns selbst versagen, näher darauf einzugehen.

Hume ringt nicht nur mit der Sprache, sondern kämpft mit den größten Schwierigkeiten, dieses Gefühl zu beschreiben. Von diesem Kampfe erhalten wir einen Begriff, wenn wir seine eigenen Ausführungen darüber lesen in dem VII. Abschnitt des III. Teiles „Über die Natur der Vorstellung oder des Glaubens". „Ein Gedankengang, der mir sehr einleuchtend erscheint, läßt mich schließen, daß Meinung oder Glauben nichts weiter ist als eine Vorstellung, die sich von einem Bild der Phantasie nicht durch ihre Beschaffenheit, oder die Ordnung ihrer Teile, sondern nur durch die Art und Weise

---

[1]) Hume, Treatise; Koettgen-Lipps S. 225 u. 226 (internally felt by the soul and not perceived externally in bodies).

[2]) Hume, ibid. S. 343 u. 545. The memory, senses and understanding are therefore all of then founded on the imagination or the vivacity of our ideas.

[3]) Hume ibid. S. 354.

[4]) Idem ibidem.

unterscheidet, wie sie vollzogen wird (the manner of its being conceived). Wenn ich aber diese Art und Weise deutlich machen will, so finde ich nur schwer einen Ausdruck, der meiner Meinung vollkommen entspricht, ich sehe mich genötigt, an das, was jedermann in sich erlebt, zu appellieren (every one's feeling), wenn ich ihm einen Begriff von diesem geistigen Akte geben will. Eine Vorstellung, an die wir glauben, wird anders von uns erlebt als die erdichtete, die uns bloß durch unsere Phantasie vorgeführt wird. Diese den Glauben kennzeichnende Art, die Vorstellung zu erleben, versuche ich dadurch deutlich zu machen, daß ich sie als größere Energie, Lebhaftigkeit, Widerstandsfähigkeit, Festigkeit oder Beständigkeit bezeichne (solidity, firmness, steadiness). Diese Mannigfaltigkeit von Ausdrücken, die vielleicht sehr unphilosophisch erscheint, soll nur dazu dienen, jenen Akt des Geistes zu bezeichnen, welcher macht, daß uns Wirklichkeiten in höherem Grade als Erdichtungen unmittelbar gegenwärtig erscheinen, daß sie in unserem Vorstellen größeres Gewicht haben und einen größeren Einfluß auf die Affekte und die Einbildungskraft üben . . . Ich bekenne, daß es unmöglich ist, diese Art des Erlebens oder diese Art, wie Vorstellungen von uns vollzogen werden, vollkommen deutlich zu machen. Wir mögen allerlei Worte anwenden, die etwas Verwandtes ausdrücken; der wahre und eigentliche bleibt schließlich „der Glaube", ein Ausdruck, den im gewöhnlichen Leben jeder hinlänglich versteht. Philosophisch müssen wir uns mit der Erklärung begnügen, daß Glaube etwas vom Geiste unmittelbar Erlebtes ist, das die Vorstellungen, die das Urteil konstituieren, von den Erdichtungen der Einbildungskraft unterscheidet. Er verleiht ihnen mehr Energie und Fähigkeit, in uns zu wirken, läßt sie von größerer Wichtigkeit erscheinen, drängt sie dem Geist auf und macht sie zu herrschenden Faktoren bei unserem Handeln. Man wird denn auch finden, daß diese Bestimmung jedermanns unmittelbarem Erleben und Erfahren vollkommen entspricht. Nichts ist klarer, als daß diejenigen Vorstellungen, denen wir beistimmen, energischer, fester und lebhafter (more strong, firm, vivid) sind, als die losen Traumgebilde desjenigen, der bloße Luftschlösser baut." Den Schluß dieser Ausführungen macht das Beispiel zweier Personen, die ein und dasselbe Buch lesen, der eine als eine Erfindung, der andere als eine wahre Geschichte. Es sei jedoch noch die etwas weiter zurückliegende Definition von belief erwähnt: „Das Fürwahrhalten oder Glauben kann also völlig zutreffend bestimmt werden als eine lebhafte Vorstellung, die mit einem unmittelbar gegenwärtigen Eindruck in Beziehung steht oder assoziiert ist (a lively idea related to or associated with a present impression).[1])

Nachdem Hume an diesem wichtigen Punkte breit zu Worte gekommen ist, sei die schwierige Aufgabe unternommen, Humes Aus-

---

[1]) Hume, Treatise; Koettgen-Lipps S. 129.

führungen zu prüfen. Schwierig nennen wir diese Aufgabe, weil wir ganz der Ansicht Lipps' sind, daß eine Kritik Hume's „keine so leichte Sache ist, wie manche anzunehmen scheinen".

Uns scheint, daß Hume gerade dieses Fundament seines Systems, die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nach dem, was sie eigentlich ist, nicht gründlich genug untersucht hat. Nicht bloß die Schwierigkeit bestand für Hume, einen Ausdruck für das Erkannte zu finden, sondern die Sache selbst war nicht genau genug beobachtet. Das beweist gerade dieses Ringen nach dem Ausdruck und das ungeschiedene Nebeneinander verschiedener Prinzipien.[1] Populär war der Vorgang klar genug dargestellt durch die gewählten Bezeichnungen vivacity, solidity, firmness, steadiness, vigour, faint images, force and liveliness, only in degree not in nature, a considerable degree of its first vivacity, it entiry loses that vivacity, fainter and more obscure, a different feeling, more strong and lively, a new light, clearer, power and necessity, internally felt by the soul, certain feeling or sentiment, the manner of its being conceived, every ones feeling, a lively idea etc., aber philosophisch läßt es sich bei diesen immerhin etwas vagen Ausdrücken keine Ruhe finden. Scheinbar sind diese Ausdrücke das letzte Einfache, aber nur scheinbar. Die Lebhaftigkeit des Gefühls ist in Wirklichkeit nicht einmal geeignet, das Unterscheidungszeichen für sinnliche Wahrnehmungen und andere Perzeptionen, geschweige denn das Kriterium für Gedächtnisperzeptionen und Phantasievorstellungen zu bilden. Hume selbst weist auf einige Mängel seines Unterscheidungsprinzips offen hin.

Erinnerungsvorstellungen, die doch nach dem Prinzip der Lebhaftigkeit stärker sein sollten als die Einbildungsperzeptionen, können ihre Lebhaftigkeit verlieren und verblassen, so daß sie, eben weil sie so matt und schwach geworden sind, nur mehr für Einbildungsvorstellungen gehalten werden. Wie schwach das Gedächtnis sein kann, wie treulos und fahnenflüchtig es oft ist, das haben wir schon berührt. Von dem treuen und klaren Gedächtnis bis zu dem treulosen und fahnenflüchtigen geht nun eine hohe Stufenleiter, auf deren Stufen abwärts die Gedächtnisperzeptionen immer schwächer werden. Offenbar sind sie, auf der untersten Stufe angekommen, viel schwächer als irgend eine Einbildungsperzeption. Hume erwähnt das Beispiel zweier Freunde, die ein Erlebnis zusammen gehabt haben. Der eine weiß sich noch recht wohl und zwar aller Einzelheiten zu erinnern, der andere hat nur noch blasse Erinnerungsbilder. Einzelnes ist ganz aus der Erinnerung geschwunden, und es ist ganz vergebens, daß der andere allerlei Umstände, Zeit, Ort und Gesellschaft, namhaft macht, bis er endlich das Glück hat, auf einen Umstand zu

[1]) vgl. W. Brede, Der Unterschied der Lehren Humes in Treatise und im Inquiry, Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte, herausg. von Benno Erdmann.

stoßen, der seinem Freund das Ganze lebendig macht und ihn dadurch an jeden einzelnen Umstand genau erinnert.[1]) Hume benützt dieses Beispiel bloß, um daran zu zeigen, wie die Perzeptionen, die dem einen Freunde, dem sie in Vergessenheit geraten waren, aus dem Munde des anderen wie Phantasie und Fabeln ins Ohr klingen, plötzlich in einem neuen Lichte erscheinen und als Erinnerungsvorstellungen anders von ihm erlebt werden als zuvor. Für uns ist jedoch vorerst der andere Unterschied wichtiger, daß es möglich war, daß Wahrnehmungsbilder, die doch die größte Lebhaftigkeit besitzen mußten, diese ihre Lebhaftigkeit so verlieren konnten, daß sie von Stufe zu Stufe sanken, bis sie zuletzt ganz kraftlos und verblaßt waren, so daß nur ein glücklicher Zufall imstande war, ihnen die alte Frische und Kraft wieder zurückzugeben. Wie ist es möglich, daß Wahrnehmungen und Erinnerungen in einen solchen Zustand geraten können, daß sie mit Einbildungen verwechselt werden. Hume konstatiert scheinbar nur die Tatsache und freut sich darüber, daß die Lebhaftigkeit ein so gutes Kriterium ist, daß in seinem Beispiele der Vergeßliche dieselben Perzeptionen, die er im Zustande der Vergeßlichkeit teilweise für Einbildungsperzeptionen hielt, plötzlich wieder an ihrer Lebhaftigkeit als Gedächtnisperzeptionen erkennt. In Wirklichkeit aber sind es nach Humes Ansicht gar nicht dieselben Perzeptionen, sondern nachdem bei dem Vergeßlichen zuerst bei schwachem Gedächtnis wirkliche Gedächtnisperzeptionen mit wirklichen Einbildungsperzeptionen vermischt da waren, sind jetzt an Stelle der letzteren auch Gedächtnisperzeptionen vorhanden. So wäre also doch das Kriterium der Lebhaftigkeit wohl brauchbar.

Schwerer wiegt die von Hume selbst angeführte Tatsache, daß „eine Vorstellung der Einbildungskraft eine solche Energie und Lebhaftigkeit gewinnen kann, daß sie für eine Erinnerungsvorstellung gilt und den entsprechenden Einfluß auf unseren Glauben und unser Urteil übt.“ Hume gibt dafür das Beispiel des Lügners, der nach vielen Lügen seine eigenen Lügen als Tatsachen glaubt und sich ihrer als Tatsachen erinnert. Die Vorstellungen drängen sich in diesem Falle mit gleicher Energie und Macht auf, wie die Wirklichkeit.[2]) Während sie bloße Einbildungsperzeptionen sind, werden sie wegen eben dieser Lebhaftigkeit für Gedächtnisperzeptionen gehalten. Von dem Lügner werden sie dafür gehalten. Das ist zu betonen. Andere halten sie nicht dafür, sondern für Lügen. Wie ist das möglich? Das ist nur möglich, wenn die Perzeptionen dem andern nicht so lebhaft und stark sind, wie dem Lügner. Es ist also mit anderen Worten nicht möglich, die Lebhaftigkeit als Unterscheidungszeichen zwischen Erinnerungs- und Einbildungsperzeptionen im allgemeinen zu benützen, da doch im besonderen Individuum diese

---

[1]) Hume a. a. O. S. 114.

[2]) Hume, Koettgen-Lipps S. 115.

Lebhaftigkeit eine ganz andere sein kann, als sie es im allgemeinen ist. Wenn die Perzeptionen, die, weil sie schwach sind, von der Allgemeinheit als bloße Vorstellungen oder Einbildungsperzeptionen angesehen werden, im Individuum so stark sein können, daß sie als Wahrnehmungen oder Erinnerungsperzeptionen gelten, so verleitet diese Möglichkeit das Individuum zu einem Irrtum; das Individuum wendet in unserem Beispiel das Prinzip der Energie richtig an, aber diese Lebendigkeit, Kraft und Frische der Vorstellungen sind es gerade, die es verleiten, einen Fehler in der Unterscheidung zwischen Erinnerungsperzeptionen und Einbildungsperzeptionen zu begehen, indem es die einen mit den andern verwechselt. Objektiv ist hier also die Lebhaftigkeit nicht vorhanden, während sie subjektiv vorhanden ist. Und doch ist es der Mangel an Lebhaftigkeit bei den andern Individuen, welche sie bestimmt, jene Perzeptionen nicht für Gedächtnisperzeptionen zu halten. Durch das Prinzip der Lebhaftigkeit wird also sowohl subjektiv als objektiv unterschieden zwischen den Perzeptionen, aber bei der objektiven Unterscheidung ist noch etwas hinzugekommen, was sie zur objektiven macht und über die subjektive hinaushebt, und das Hinzugekommene ist nicht das Prinzip der Lebhaftigkeit. Die Lebhaftigkeit führt nur zur subjektiven Unterscheidung. Wenn darum Hume sagt: „Es ergibt sich also, daß der Glaube oder die Zustimmung, die unsere Erinnerung und Sinneseindrücke begleitet, nichts ist als die Lebhaftigkeit dieser Perzeptionen; nichts sonst unterscheidet sie von den Vorstellungen der Einbildungskraft“,[1]) so ist dabei nicht berücksichtigt, daß das nur zu einer subjektiven Unterscheidung führt. Es wird doch niemand behaupten, daß die Lügen, welche der Lügner selbst glaubt, wirkliche Erinnerungsvorstellungen sind, er allein glaubt es. In diesem Falle wird also der Glaube des einzelnen davon bestimmt, daß die Vorstellungen lebhaft sind, der aller andern, daß sie schwach sind. Wer von beiden hat nun recht. Das muß ein anderes Kriterium entscheiden, wenn es entschieden werden kann.

Nun gibt es aber auch Fälle, in welchen selbst der einzelne seine Perzeptionen trotz aller Lebhaftigkeit dennoch nicht für Erinnerungsvorstellungen hält. Die Perzeptionen des Traumes z. B. können so lebhaft sein, daß sie alle Erinnerungsperzeptionen an Kraft und Lebendigkeit übertreffen, und werden dennoch und obschon sie bisweilen selbst den Wahrnehmungen in nichts nachstehen, nicht einmal für Erinnerungsperzeptionen gehalten. Wenn der Träumende, der im Traum eine hohe Felswand hinabstürzte, aufwacht, so bemächtigt sich seiner eine große Freude, und wenn der Gläubige in der Agonie des Sterbens die himmlischen Posaunen gehört hat,

---

[1]) Hume ibid. S. 115 u. 116: „that the belief or assent, which always attends the memory and senses is nothing but the vivacity of those perceptions they present.“

so ist er betrübt, wenn ihn das irdische Leben noch einmal ins Bewußtsein zurückruft. Daraus ist ersichtlich, wie stark und lebhaft jene Perzeptionen sein können.[1])

Wenn nun aber die Lebhaftigkeit das Unterscheidungszeichen zwischen den Perzeptionen wäre, so wäre es zwar möglich, daß der erwachende Träumer seine Träume zerrinnen sieht und darum Schmerz oder Freude empfindet, weil er sie zerrinnen sieht, aber nicht möglich wäre es, daß er sie nicht für Wahrnehmungen, wenn auch nunmehr vergangene und nicht mehr erreichbare Wahrnehmungen hält. Nie könnte er sie für bloße Einbildungsperzeptionen ansehen, sondern müßte sie für Sinneswahrnehmungen halten, die er gehabt hat, aber nicht mehr haben kann, ähnlich, wie man einen gestorbenen Menschen nicht mehr lebendig sehen kann. Gerade aber das geschieht, was nicht geschehen könnte. Der Träumer sieht in seinen Traumperzeptionen, sobald er erwacht ist, keine Sinneswahrnehmungen mehr, obschon sie mit so großer Lebhaftigkeit erfolgten. An der Tatsache läßt sich also nicht mäkeln, daß wir viele Perzeptionen, die mit größter Stärke und Heftigkeit auftreten, nicht Eindrücke nennen. Das aber steht im Widerspruch zu dem Humeschen Satze: „Diejenigen Perzeptionen, welche mit größter Stärke und Heftigkeit auftreten, nennen wir Eindrücke.“ [2])

Hume selbst gibt an der Schwelle des Treatise und an der Schwelle des Inquiry zu, daß seine Regel nicht ohne Ausnahme ist. Er schränkt nämlich dort die Gültigkeit seines Kriteriums dadurch ein, daß er die Leichtigkeit, Wahrnehmen und Vorstellen zu unterscheiden, auf die gewöhnlichen Grade beschränkt und eigens erwähnt: „Dies schließt nicht aus, daß sie sich in besonderen Fällen sehr nahe kommen. So können sich im Schlaf, im Fieber, im Wahnsinn oder anderen sehr heftigen Erregungszuständen der Seele unsere Vorstellungen den Eindrücken nähern, wie es andererseits bisweilen vorkommt, daß unsere Eindrücke so matt und schwach sind, daß wir sie nicht von unseren Vorstellungen zu unterscheiden wissen. Aber trotz dieser großen Ähnlichkeit in einigen Fällen sind beide im allgemeinen so wohl unterschieden, daß niemand Bedenken tragen kann, sie in verschiedene Klassen zusammenzuordnen und jeder derselben einen besonderen Namen zu geben, der den Unterschied bezeichnet.“ [3]) Damit ist zugegeben, daß es keinen absoluten Unterschied zwischen Wahrnehmungen und anderen Perzeptionen gibt, aber auch, daß die Lebhaftigkeit höchstens im allgemeinen, nicht aber in jedem einzelnen Falle das Kriterium sein kann. Im Inquiry

---

[1]) Zu diesem Abschnitt kann verglichen werden Lombroso, Genio e follia, oder, wie das Werk jetzt betitelt ist, l'uomo di genio.

[2]) Hume a. a. O. S. 9.

[3]) Hume, Treatise; Koettgen-Lipps S. 10 u. 11.

lautet der betreffende Ausdruck „Fälle der Geistesstörung durch Krankheit oder Irrsinn abgerechnet“.[1])

Daß es sich aber nicht um wenige Fälle handelt, in denen das Kriterium der Lebhaftigkeit uns im Stiche läßt, so daß es nicht der Mühe wert wäre, davon zu reden, das wird uns klar, wenn wir daran denken, daß Traum, Fieber, Wahnsinn eine große Perzeptionenmasse darstellen, daß aber jene anderen Massen noch hinzugezogen werden müssen, welche unter den Namen Halluzination, Hellsehen, Vision, Gespenstersehen, dichterische und künstlerische Phantasie, Träumen bei offenen Augen, philosophische Intuition, Mystik usw. zusammengefaßt sind. In allen diesen Perzeptionsmassen sind die Einbildungsperzeptionen meist nicht bloß stärker als die Erinnerungsperzeptionen, sondern vielfach ebenso stark, ja zuweilen auch stärker als die sinnlichen Wahrnehmungen, und doch gelten sie selbst bei denen, die sie haben, nur höchstens so lange als Wahrnehmungen beziehungsweise als Erinnerungen, solange sie sich in dem betreffenden Zustande befinden, bei den andern aber gar nicht, und etliche werden selbst in diesem Zustande, obschon sie sehr heftig sind, nicht für Wahrnehmungen oder Erinnerungen gehalten. Es gibt auch einen Zustand des Traumes, in welchem der Träumende sich seines Träumens während des Traumes bewußt ist. Die Lebhaftigkeit der Perzeptionen wird andererseits den Visionär davon überzeugen, daß er etwas Wirkliches sieht. Aber gerade dies wird wissenschaftlich bestritten, daß er Wahrnehmungen gehabt hat. Wenn aber die Sache von Hume wirklich nur subjektiv gemeint sein sollte, daß nämlich die Lebhaftigkeit der Grund sei für den Träumenden, den Visionär, den Geister- und Gespensterseher, eine Perzeption als Wahrnehmung zu betrachten, so besteht doch die andere Tatsache, die dieser entgegengesetzt wäre, daß nämlich bei anderen normalen, wachenden Menschen einesteils selbst die abgeblaßtesten Perzeptionen, z. B. ein am Horizont verschwindendes Boot oder ein Nebelfleck am Himmel, noch als Wahrnehmungsperzeptionen gelten trotz ihrer außerordentlichen Schwäche, während auch die lebhafteste Vision immer nur als Vision gilt, und daß ebenfalls im Gegensatz zu jener Tatsache Perzeptionen, die plötzlich und unerwartet erscheinen und vorher überhaupt noch nicht erschienen waren, sowie nachher auch nicht mehr erscheinen, als Wahrnehmungen bezweifelt werden. Die Ausdrücke „Soll ich geträumt haben, oder ist es Wirklichkeit?“ „Es kann nur ein Traum gewesen sein“ und ähnliche bezeichnen diesen letzteren unzweifelhaften Tatbestand.

Ziehen wir noch ein Beispiel heran. Ein großer Betrüger ist nach Amerika entflohen und glaubt sich an einem Orte des Staates New-Jersey geborgen. Eines Tages macht er ein Fest in New-York mit. Plötzlich erblickt er unter der Menge das Gesicht desjenigen,

---

[1]) Hume, Inquiry; Kirchmann S. 20.

den er in Europa um Hab und Gut gebracht hat. Er schrickt mächtig zusammen. Aber in demselben Moment ist jener auch schon in der Menge verschwunden. Der Betrüger denkt daran, zu entfliehen, da er jedoch den Gesehenen, der ihm, wie er feststellen konnte, nicht gesehen hat, nirgends mehr entdeckt, wird er dreist und bleibt. Nachdem er abends unbehelligt nach Hause gekommen ist und auch am nächsten Tage kein Anzeichen verrät, daß man auf seine Spur gekommen ist, fängt er an, jene Wahrnehmung zu bezweifeln, und nach einem Monat der größten Sicherheit glaubt er es selbst, daß er sich versehen hat. Er ist nunmehr der Ansicht, daß die Wahrnehmung falsch war; nach einigen weiteren Monaten wird er der Ansicht, daß er eine Einbildungsperzeption gehabt habe. Und doch war die Perzeption eine der heftigsten, die es geben kann, weil er jenen „wirklich“ gesehen hatte und dieser Anblick für ihn mit großem Schrecken verbunden war.

Auch der Erfinder oder Entdecker wird sehr mißtrauisch gegen das erste Auftreten einer Sinneswahrnehmung sein, obwohl sie sehr lebhaft sein mag. Ohne Wiederhohlung wird auch der Experimentator die heftigste Wahrnehmung, die er beim erstmaligen Sehen gemacht hat, nur mit großem Mißtrauen hinnehmen. Erst die Wiederholung wird ihn davon überzeugen, daß wirkliche Wahrnehmung vorliegt, nicht bloß eine Einbildungsperzeption. Es kommt also auch hier etwas zu der Lebhaftigkeit hinzu, und dieses Etwas erst bildet den Prüfstein oder das Kriterium.

Schon Berkeley hat ein solches über der Lebhaftigkeit liegende Etwas anerkannt, indem er im XXX. Abschnitt seiner Prinzipien ausdrücklich hervorgehoben hat, daß sie, die sinnlichen Ideen, eine gewisse Beständigkeit, Ordnung und Zusammenhang haben und nicht aufs Geratewohl hervorgerufen werden, wie es diejenigen oft werden, welche die Wirkungen menschlicher Willensakte sind, sondern in einer geordneten Folge oder Reihe, deren bewunderungswürdige Verbindung ausreichend die Weisheit und Güte ihres Urhebers bezeuge. Die Regeln, wonach dies geschieht, sind ihm die Naturgesetze. Auch bei Hume finden wir ein ähnliches Nebenprinzip in der steadiness und in dem, was er bezüglich des Unterschiedes von Einbildungsperzeptionen und Erinnerungsperzeptionen sagt, nämlich daß die letzteren in mehr festgelegter Ordnung erscheinen als jene. Allein hier handelt es sich bei Berkeley und Hume mehr um Reihen als um einzelne Perzeptionen. Ferner können auch die Einbildungsperzeptionen in geregelten Reihen und in festgelegter Ordnung erscheinen, wie etwa bei der dichterischen Konzeption oder auch bei einem Baumeister, der den Plan eines Hauses entwirft. Jedenfalls aber beweist dieses Suchen nach einem Nebenprinzip, daß jenes Prinzip der Lebhaftigkeit nur unter vielen „wenn“, „aber“, „und“ angenommen werden kann. Es kommt der Sache näher, als alle bis jetzt besprochenen Kriterien, aber völlig erreicht es sie doch nicht.

Überdies ist zu berücksichtigen, daß bei Hume die Terminologie wenigstens im Treatise keine fest durchgeführte ist.[1]) Das Hauptverdienst Humes in dieser Sache ist das negative, daß er ganz davon absieht, nach den Ursachen, etwa gar nach den verschiedenen Ursachen der Bewußtseinsinhalte zu forschen, weil es nach ihm ganz außer dem Bereich unseres Urteils liegt, irgend etwas darüber auszumachen. Dagegen war es der Gegenstand seines Treatise und noch mehr seines Inquiry, zu untersuchen, wie sich innerhalb der großen unendlichen Perzeptionenreihe die Perzeptionen zueinander verhalten in bezug auf ihr Dasein, d. h. welche Ursachen und welche Wirkungen sind. Das führt uns zu der Frage, ob nicht dieses Verhältnis ein Kriterium darbieten kann.

8. Ohne vorausgehende Sinneswahrnehmungen keine Gedächtnis- und Einbildungsperzeptionen.

Hier begegnen uns schon an der Schwelle die Schwierigkeiten. Wie kann man feststellen, welche Perzeptionen vorausgegangen sind, die Sinneswahrnehmungen oder die Gedächtnis- und Einbildungsperzeptionen, wenn man nicht von vornherein weiß, welche Perzeptionen Sinneswahrnehmungen und welche Gedächtnis- und Einbildungsperzeptionen sind? Was erst durch Konstatierung des tatsächlichen Vorausgehens und Nachfolgens festgestellt werden soll, daß nämlich vorausgehende Perzeptionen Sinneswahrnehmungen sind und die nachfolgenden nicht, das wäre hier stillschweigend vorausgesetzt als Tatsache. Das wäre denn die richtige petitio principii.

Nach Hume sind „alle Perzeptionen des menschlichen Geistes doppelt vorhanden", d. h. sie treten „sowohl als Eindrücke als auch als Vorstellungen" auf. „Die einen erscheinen in gewisser Art als ein Widerschein (reflexion) der anderen."[2]) Sie repräsentieren, vergegenwärtigen die andern (represent them), sind ihre Nachbilder (copies) oder Abbilder (images). Ich sehe von meinem Fenster den Hof mit den Lindenbäumen und die Straße mit den Pferden und Fuhrwerken, die mit den mächtigen Eichen und Buchen des Pfälzerwaldes beladen sind, drüben einen freien Platz begrenzend einen Laden mit Auslagefenstern, davor ein Kind, sodann verschiedene andere Häuser mit unterschiedenen Fassaden und ganz verschiedenen Fenstern; über den Dächern schaut eine Reihe grüner Bäume hervor, und das Ganze ist nach oben abgeschlossen durch den blauen Himmel mit einigen weißgrauen Federwölkchen. Schließe ich die Augen, so sehe ich ganz ähnliches, aber doch anderes, nämlich die genauen Nachbildungen der empfangenen Eindrücke, so daß ich alles malen könnte, wenn mir Zeit, Geld und Kunst zur Verfügung

[1]) W. Brede a. a. O.
[2]) Hume a. a. O. S. 11.

stünden. Jene sind die impressions, diese die copies. Nun sagt Hume: „All our simple ideas in their first appearance are deriv'd from simple impressions, which are correspondent to them and which they exactly represent.“ [1]) Einfache Vorstellungen und Eindrücke gleichen durchweg einander, die zusammengesetzten zwar nicht durchweg, aber doch im allgemeinen, und da diese aus den einfachen gebildet sind, so läßt sich behaupten, daß beide Arten der Perzeptionen einander genau entsprechen. Das ist Humes Auffassung, und man kann zugeben, daß sie im allgemeinen auch richtig ist, nur immer mit der Einschränkung, daß damit nicht festgestellt ist, welche die Sinneswahrnehmungen sind und welche die Einbildungs- und Gedächtnisperzeptionen sind, auch nicht das, welche vorausgegangen sind und welche nachfolgten.

Ich kann nicht ohne weiteres wissen, welches das erste Erscheinen der simple perception ist, so daß ich auch ohne weiteres sagen könnte: Diese erste simple perception ist demnach eine simple impression und nicht eine simple idea. Gewiß, wenn ich es mir zum Grundsatze meines Urteils gemacht habe, daß die erste Perzeption stets eine simple impression ist, so ist dann die Einteilung sehr einfach, sofern man nur weiß, welche unter den Perzeptionen eine erste ist. Aber es handelt sich darum, ob und wie der Grundsatz bewiesen werden kann. Ohne weiteres evident ist er sicherlich nicht. Wer sagt mir, daß die Perzeption eines Zedernbaumes, den ich zum ersten Male sehe, eine Sinneswahrnehmung ist und das darauffolgende zweitmalige Erscheinen einer ganz ähnlichen Perzeption das Gedächtnisbild der ersteren? Es besteht nur die Tatsache, daß eine die erste, die andere die zweite war. Womit aber ist zu erweisen, daß die erste eine Sinneswahrnehmung, die zweite eine Gedächtnisperzeption war? Könnte es nicht umgekehrt sein? Man wird sagen, daß das dann bloß Streit um Worte sei, man könne gewiß ebensowohl die zweiten Perzeptionen Wahrnehmungen heißen, dann seien bloß die Namen vertauscht. Gut, so sagen wir: Womit ist erwiesen, daß das Tatsächliche, was mit Wahrnehmung bezeichnet wird, wirklich immer dem andern Tatsächlichen vorausgeht, das wir mit bloßer Vorstellung bezeichnen? Man kann ja dieses Tatsächliche gar nicht feststellen, ohne schon anderweitig ein Kriterium für die Konstatierung dieses Tatsächlichen in seiner Unterschiedenheit von dem andern Tatsächlichen zu besitzen.

Ich kann mir die Alpen im allgemeinen vorstellen, ohne daß ich sie gesehen habe. Es geht also hier die Einbildungsperzeption voraus und das Wahrnehmungsbild folgt, wenn ich sie sehe, nach. Ich sehe die Alpen, ohne daß ich sie mir vorher vorstellte, dann kehre ich in die Heimat zurück mit der Erinnerung an sie. Warum gilt jene erste Einbildungsperzeption, obwohl sie der Wahrnehmung vorausgeht, nicht als Wahrnehmung? Man sollte es doch für möglich

---

[1]) Hume a. a. O. S. 13; vgl. 112 u. 113.

halten dürfen, daß das Wahrnehmungsbild aus dem anderen entstanden ist, da die Regel von der Priorität der Wahrnehmung hier ebensogut anwendbar sein muß, wie in dem zweiten Falle. Nun wird man einwenden, wenn auch in dem ersten Falle die Wahrnehmung der Einbildungsperzeption folge, so könnte doch diese letztere gar nicht vorhanden sein, wenn nicht andere ähnliche Wahrnehmungen vorausgegangen wären, z. B. das Sehen von Karten und Bildern, auf denen die Alpenberge dargestellt waren, oder auch das Sehen von schneebedeckten, wenn auch nicht so hohen Bergen überhaupt. Aber durch diesen Einwand ist nicht dargetan, daß diese vorausgegangenen Perzeptionen etwa niedere Berge, deren Gipfel mit Schnee bedeckt waren, während die Täler schneefrei waren, Wahrnehmungen gewesen sind. Denn ihnen sind vielleicht wieder andere ähnliche Einbildungsperzeptionen vorausgegangen. Das Prinzip treibt uns also von Zweiergruppe zu Zweiergruppe zurück, so daß nichts übrig bleibt, als einerseits auf die Kindheit zurückzugehen, andererseits die neuen Eindrücke ins Auge zu fassen, die man fortwährend noch empfängt. Was die letzteren betrifft, so ist es kaum möglich, daß wir ganz neue Eindrücke empfangen. Es gehen ihnen stets ähnliche Einbildungs- und Gedächtnisperzeptionen voraus, so daß es absolut neue Perzeptionen oder absolut erste Perzeptionen bei Erwachsenen nicht gibt. So wäre also festzustellen, welche Perzeptionen beim Kinde zuerst da waren. Das ist aber eine ziemlich schwierige Sache. Wir wollen jedoch einmal annehmen, die erste Perzeption sei das Angesicht seiner Mutter. So wäre diese Perzeption, weil sie die erste ist, eine Wahrnehmung. Wer aber will sich dessen erinnern, welche Perzeptionen seine ersten waren, und wer will mit Hilfe der Kinderpsychologie feststellen, welche Perzeptionen die ersten sind? Wer kennt seine ersten Eindrücke? Uns will scheinen, daß die ersten Eindrücke überhaupt nicht stark noch lebhaft sind, noch auf besondere Anstrengung der Sinnesorgane und besonders fester Einrichtung der Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand beruhen, noch besonders überwältigend sind, sondern daß in allem das Gegenteil statt hat, daß die ersten Eindrücke schwach, matt, verschwommen, unpräzis, leblos sind, ohne Stetigkeit und Ordnung. Sonst wäre es wohl auch kaum möglich, daß sie so gänzlich verschwinden und abhanden kommen können. Mir wenigstens macht es große Mühe, zu konstatieren, welches meine ersten Eindrücke gewesen sind, ja ich bin der Ansicht, daß mir kein einziger von ihnen im Gedächtnis geblieben ist. So wird es andern wohl auch ergehen. Bei andern Menschen aber erkennen, welches ihre ersten Eindrücke sind, das scheint mir eine ganz unauflösbare Aufgabe zu sein. Man kann wohl Eindrücke der Kindheit feststellen, aber nicht die ersten.

Ferner weiß ich nicht den allergeringsten stichhaltigen Grund dafür anzugeben, daß, selbst wenn ich meine ersten Eindrücke genau kennen würde, dies nun auch die wirklich ersten Perzeptionen sind.

Denn ich bin ein Glied einer großen Kette, meine Perzeptionen sind ein Glied einer großen Kette von Perzeptionen, die weit über mich hinausgreift, meine individuellen Bewußtseinsinhalte sind nur ein Teil des allgemeinen Bewußtseinsinhaltes. Meinen ersten Eindrücken, von denen ich einmal zugebe, daß ich sie konstatiert habe, gehen andere Perzeptionen in der überindividuellen Perzeptionenreihe voraus, Einbildungsperzeptionen, Gedächtnisvorstellungen, Wahrnehmungen meiner Eltern und meiner Großeltern und sofort. Meine ersten Wahrnehmungen gehen also vielleicht Phantasieperzeptionen voraus. Wer will überhaupt von den einzelnen Perzeptionen der unendlichen Reihe sagen: Die gehen voraus und die folgen nach? Wir müßten die ersten Perzeptionen der Menschen kennen, um einen Grundsatz auf ersten und zweiten Perzeptionen aufzubauen. Das aber ist unmöglich, daß wir die ersten Perzeptionen der ersten Menschen, vorausgesetzt, daß es erste Menschen einmal gab, kennen lernen könnten.

Gewiß gibt es, wie oben erwähnt, Perzeptionen, die zum ersten Male in die Reihe treten und denen dann andere ähnliche folgen, welche Gedächtnisvorstellungen heißen. Man kann die erste Vorstellung eines Automobils in einem Individuum vielleicht konstatieren. Aber, wenn nun, was doch möglich ist, in diesem Individuum, bevor es das erste Automobil sah, im Märchen oder in freitätiger Phantasie die Perzeption eines gewöhnlichen Wagens war, der von selbst lief, so wird sich kaum diese erste Perzeption mit dem Grundsatze, daß alle anderen Perzeptionen aus Eindrücken entstehen, als eine Phantasieperzeption nachweisen lassen. Der Mechaniker und Elektrotechniker, der ein Automobil konstruiert oder besser erfindet, hat gewiß eine Phantasieperzeption davon, ehe er eine Wahrnehmung davon hat. Wo ist aber die Wahrnehmung, die dieser Perzeption, dieser Kopie, die sie doch sein soll, vorausgeht? Gelingt es ihm, die Maschine wirklich zu konstruieren, so wird sie erst nachfolgen. Freilich die Phantasieperzeption, welche dem „wirklichen" Automobil vorausgegangen ist, war eine komplexe Perzeption, deren einzelne Teile Kopien von Wahrnehmungen gewesen sind, so daß ihr also doch korrespondierende Wahrnehmungen vorausgegangen sind. Gewiß, aber die komplexe Perzeption, also gerade das charakteristisch Neue, war doch jedenfalls in der Art derjenigen Perzeptionen da, welche man Phantasieperzeptionen nennt.

Auf so subtile Beispiele, wie das, wo denn die Wahrnehmungsperzeption Gott ist, die doch als erste der Perzeption Gott vorausgehen müsse, wollen wir uns nicht einmal einlassen, zumal behauptet werden kann, daß der heidnischen Idee Gott die Wahrnehmungen menschlicher Gestalten von besonderer Größe, oder von Tiergestalten vorausgegangen sind, obschon bei den Anfertigern der Götzenbilder gewiß auch komplexe Phantasieperzeptionen vorausgegangen sind. Wir legen überhaupt auf das bisher in diesem Abschnitt Ausgeführte durchaus nicht das schwerste Gewicht, sind viel-

mehr gewiß, daß das Wenige, was wir noch hinzuzufügen haben, allein genügen würde, die Untauglichkeit des aufgestellten Prinzipes zu erweisen.

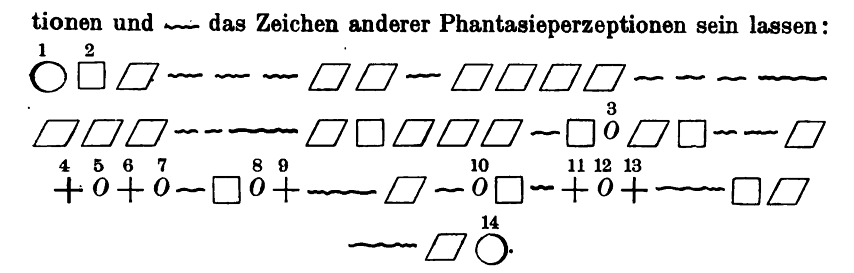
Welches auch die ersten Eindrücke unserer Kindheit und der ersten Menschen gewesen sein mögen, wir nehmen an, daß wir sie genau kennen und auch genau wissen, daß sie Wahrnehmungen sind; wir fordern dafür nur, daß man zugebe, daß, wenn diese wohlbekannten und wohlklassifizierten Perzeptionen die ersten sind, alle anderen ihnen nachfolgen. Warum und wieso ist nun ein Teil, der ihnen nachfolgt, zur Gedächtnis- und Phantasieperzeptionenreihe zu rechnen, der andere aber Wahrnehmung, der eine Teil also zweite Perzeption, Kopie, aus einer ersten folgende Perzeption, der andere Teil aber wieder Eindruck, Wahrnehmung, erste Perzeption? Ein Beispiel macht die Sache klar, aber auch die Schwierigkeit. Die erste Perzeption des fertigen Automobils ist eine Wahrnehmung. Nun sind aber nicht alle Perzeptionen, die das Automobil betreffen, Gedächtnisvorstellungen oder ein Gemische aus Gedächtnis- und Phantasieperzeptionen, denn es folgen der ersten Wahrnehmung noch unzählige, die gleich jener für Wahrnehmungen „Automobil" gelten, während andere folgende Perzeptionen nicht als solche gelten. Hier läßt uns das Kriterium völlig im Stich. Welche unter diesen zahlreichen Perzeptionen außer der absolut ersten sind erste, welche zweite? Auf diese Frage gibt es keine Antwort.

Auf das Beispiel von Mutter und Kind angewendet stellt sich die Sache so dar. Die erste Perzeption, die das Kind hat, sei die Wahrnehmung des mütterlichen Angesichtes. Die nächste Perzeption sei dann das Gedächtnisbild des mütterlichen Angesichtes, da die Mutter unterdessen sich wegbegeben hat. Wie steht es dann aber mit der dritten Perzeption? Sie ist etwa die Perzeption eines Hündchens. Sie folgt unmittelbar der vorausgegangenen Perzeption „mütterliches Angesicht". Wie kann sie eine Wahrnehmung sein, da sie doch auf eine Gedächtnisperzeption folgt? Wie kommt sie dazu, eine Wahrnehmungsperzeption zu sein? Noch deutlicher wird die Sache oder vielmehr die Schwierigkeit, wenn das Kind nach dem Anblick des mütterlichen Angesichtes den Anblick des Hündchens hat, und dann die Gedächtnisperzeption des mütterlichen Angesichtes. Warum ist diese Gedächtnisperzeption nicht die Gedächtnisperzeption des Hündchens, das unterdessen verschwunden ist, da ihr doch die Wahrnehmungsperzeption des Hündchens unmittelbar vorausgeht? Die Antwort wird lauten, nur diejenigen vorausgehenden Perzeptionen seien Sinneswahrnehmungen, welche den, gleichviel an welcher Stelle in der Reihe folgenden Gedächtnisbildern ähnlich sind, wie Hume sagt: Which are correspondent to them and which they exactly represent. Das Vorausgehen allein ist demnach nicht das Kriterium, sondern das ähnliche Vorausgehen. Die Schwierigkeit aber wird noch größer, wenn wir uns die Reihe so denken: „Mütterliches An-

gesicht" (Wahrnehmung), „Angesicht der erwachsenen Schwester" (Wahrnehmung), „mütterliches Angesicht" (Gedächtnis). Das Angesicht der Schwester als Wahrnehmung ist der Gedächtnisperzeption „mütterliches Angesicht" ähnlich, und doch ist es nicht der Eindruck, der ihr vorausgeht; der Wahrnehmung „mütterliches Angesicht" ist die Wahrnehmung „schwesterliches Angesicht" vielleicht ähnlicher, als die Gedächtnisperzeption „mütterliches Angesicht" der Wahrnehmung, die ihr entspricht. Warum ist die Wahrnehmung „schwesterliches Angesicht", welche der Wahrnehmung „mütterliches Angesicht" unmittelbar folgt, nicht wenigstens die Gedächtnisperzeption dieser, da sie ihr doch sehr ähnlich und bezüglich der Lebhaftigkeit weit ähnlicher ist als die danach kommende Perzeption „mütterliches Angesicht", die als Gedächtnisperzeption gilt?

Die bedeutendste Schwierigkeit entsteht aber aus folgender Erwägung. Wenn die Perzeption zum dritten Male eintritt, so wissen wir auf keine Weise mit unserem Prinzipe festzustellen, ob das nun eine Wahrnehmung oder eine Gedächtnisperzeption ist. Sie folgt in der Reihe der ähnlichen Perzeptionen der Gedächtnisperzeption „mütterliches Angesicht" und gilt als Wahrnehmung. Warum? Darauf gibt uns unser Prinzip keine Antwort. Das Prinzip heißt: Ohne vorausgehende Sinneswahrnehmungen keine Gedächtnis- und Einbildungsperzeptionen. Die erforderliche Sinneswahrnehmung ist als erste in der Reihe vorausgegangen. Es könnte also die dritte ebensowohl eine Gedächtnisperzeption sein als die zweite. Wenden wir das Beispiel noch anders, so steigt die Schwierigkeit auf den Gipfel. Der Wahrnehmung „mütterliches Angesicht" folgt eine zweite Wahrnehmung „mütterliches Angesicht" unmittelbar. Warum ist diese zweite nicht eine Gedächtnisperzeption? Oder eine Einbildungsperzeption? Unser Kriterium ist ganz ohnmächtig, wenn es vor folgenden zwei Reihen steht: Mütterliches Angesicht (Wahrnehmung), mütterliches Angesicht (Gedächtnis); mütterliches Angesicht (Wahrnehmung), mütterliches Angesicht (Wahrnehmung). Dies ist der Gipfel der Schwierigkeiten, wenn die allerersten Perzeptionen sich so folgen. Und doch gibt es noch eine Steigerung derselben, wenn wir tiefer in die Reihe hineingehen. Angenommen, die erste Wahrnehmung „mütterliches Angesicht" liegt weit zurück, dann folgen, unterbrochen von vielen anderen Gedächtnis- und Einbildungsperzeptionen, eine Anzahl weiterer Wahrnehmungsperzeptionen, dann nur Gedächtnis- und Einbildungsperzeptionen „mütterliches Angesicht", unterbrochen von vielen, ja zahllosen anderen Wahrnehmungs-, Gedächtnis- und Einbildungsperzeptionen, dann plötzlich wieder eine Perzeption „mütterliches Angesicht" als Wahrnehmung. Graphisch läßt sich die Sache, wie folgt, darstellen, wenn wir O das Zeichen der Wahrnehmung, *O* das Zeichen der Gedächtnisvorstellung, + das Zeichen der Einbildungsperzeption des mütterlichen Angesichts, □ das Zeichen anderer Wahrnehmungen, ▱ das Zeichen anderer Gedächtnisperzep-

tionen und ~~ das Zeichen anderer Phantasieperzeptionen sein lassen:



Wie ist es möglich, 14 als eine Wahrnehmung „mütterliches Angesicht" zu erkennen, da 14 doch nicht bloß unmittelbar vielen anderen Wahrnehmungs-, Gedächtnis- und Einbildungsperzeptionen folgt, sondern auch vielen Gedächtnisperzeptionen des mütterlichen Angesichts, wie 3, 5, 7, 8, 10, 12, und auch vielen Einbildungsperzeptionen desselben, wie 4, 6, 9, 11, 13? Könnte 14 nicht ebensowohl eine lebhaftere Einbildungsperzeption sein oder eine lebhafte Gedächtnisperzeption einer Einbildungsperzeption, eine Gedächtnisperzeption von 1 oder eine solche von 13? Den regressus jedesmal bis zum ersten Eindruck zurückzumachen ist unmöglich, und selbst wenn es möglich wäre, wäre es immer noch unmöglich, mit dem dargebotenen Prinzip festzustellen, daß 14 keine Gedächtnisperzeption von 1, sondern eine Wahrnehmung, wie 1, ist.

Dem Humeschen Satze „all the perceptions of the mind are double and appear both as impressions and ideas" liegt etwas Tatsächliches zugrunde, aber er kann nicht als Kriterium gelten, wenn nun zu entscheiden ist, welche perceptions impressions und welche ideas sind. Einmal gibt er den Unterschied so an: The ideas I form are exact representations of the impressions I felt, also Fühlen und Formen, womit aber kaum etwas anzufangen ist.

Wenn man aber sagt: Wenn ich eine Gedächtnisperzeption von einer Orange haben soll, so muß ich zuerst eine Wahrnehmung einer Orange haben, ohne Eindruck keine sonstige Perzeption, so ist schon gesagt, daß das nicht ganz richtig ist. Denn eine Einbildungsperzeption kann ich recht wohl haben. Aber es muß noch hinzugefügt werden, daß der Satz nur den Sinn haben kann: Wenn ich eine ähnliche Perzeption von einer Orange haben soll, wie sie andere haben in Leben und Wissenschaft als Wahrnehmungs- und Gedächtnisperzeption, so muß ich eine ähnliche haben. Ich muß eine Perzeption von einer Orange haben, wie sie gebräuchlich ist, ohne das kann ich zwar eine Einbildungsperzeption haben von ihr, aber keine Gedächtnisperzeption und Wahrnehmung. Damit ist aber gar nichts darüber ausgemacht, warum nun die eine dieser gebräuchlichen Perzeptionen eine Wahrnehmung, die andere eine Gedächtnisperzeption ist, und was der spezifische Unterschied zwischen beiden ist. Auch ist es möglich, eine Einbildungsperzeption von einer Orange zu

bilden, die sowohl der Wahrnehmung, als auch der Gedächtnisperzeption sehr nahe kommt und beiden vorausgeht.

Wir sind aus allen diesen Gründen gezwungen, auch dieses Prinzip beiseite zu legen.

9. Die Urbilder der Gegenstände sind die Sinneswahrnehmungen, die Abbilder dieser Urbilder sind die anderen Perzeptionen, die Gegenstände aber keines von beiden.[1])

Damit kommen wir am wenigsten vorwärts. Denn da uns die Gegenstände nicht bekannt sind, so können wir nicht konstatieren, welche Perzeptionen Urbilder und welche Abbilder dieser Urbilder sind. Eine weitere Untersuchung über diesen Punkt ist völlig überflüssig. Denn obiger Satz heißt bei dem Unbekanntsein der Gegenstände nichts anderes als: Die X sind die XX, die X^1 sind die XX^1 von den XXX.

10. Zusammenfassung des bisherigen Resultates.

Das erste Prinzip, daß alle Perzeptionen Sinneswahrnehmungen seien, die sich an unsern Körper, insbesondere an die Sinne anschließen, mußte verworfen werden, weil der Anschluß an die Sinne von allen Perzeptionen behauptet werden kann, selbst von den sublimsten Ideen der größten Philosophen. Das zweite Prinzip fiel weg, weil die körperliche Außenwelt als eine dem Bewußtsein immanente selbst schon ein Unterscheidungsglied ist, als transzendente, also außerhalb des Bewußtseinsinhaltes gedachte, aber entweder gar nicht vorhanden oder doch so bestritten, so unbekannt und unerkennbar ist sowohl an sich als in ihrem Wirken, daß sie keinesfalls als Prüfstein dienen kann, da, was als Prüfstein dienen soll, doch offenbar besser bekannt sein muß, als das, was an und mit ihm geprüft werden soll. Das dritte Prinzip konnte ebenfalls keine Annahme finden aus ähnlichen Gründen, weil nämlich ein produktives Selbst, das etwas anderes wäre als seine Perzeptionen, nicht existiert, und wenn es existiert, doch in seiner Existenz nicht unbestritten anerkannt wird, weil es ferner, selbst wenn es existiert, doch ebensowenig erkennbar und erkannt ist, wie die anderen Dinge an sich, die Außenwelt genannt werden, weil es weiter auch in der Erzeugung der Perzeptionen gänzlich unbekannt und unerkennbar ist, weil man dazu nicht einmal feststellen kann, ob es alle Perzeptionen oder bloß einen Teil derselben produziert, kurz weil wir von dem Selbst als etwas von den Perzeptionen Gesondertem gar nichts kennen, weder sein Dasein noch seine Produktionsweise noch

---

[1]) vgl. H. Rickert, Der Gegenstand der Erkenntnis S. 78 ff.

seine Produkte. Auch das vierte Prinzip der Passivität unseres Willens bei den Sinneswahrnehmungen konnte keine Verwendung finden, weil auch Phantasie und Gedächtnisperzeptionen den Willen überwältigen. Die Lebhaftigkeit und Stärke der Sinneswahrnehmungen gegnüber den anderen Perzeptionen bot sich uns als fünftes Prinzip an. Es kommt der Sache näher als die anderen bisher verworfenen, aber, da es Phantasieperzeptionen und auch Gedächtnisperzeptionen gibt, welche heftiger und lebhafter sind als viele andere, die als Wahrnehmungen gelten, so ist auch dieses Kriterium kein sicheres. Das sechste Prinzip sollte das sein, daß die vorausgehenden Perzeptionen die sinnlichen seien. Allein es ist nicht möglich, die vorausgehenden Perzeptionen zu konstatieren und von hier aus die Einteilung zu gewinnen. Das Prinzip endlich, das als letztes sich anbot, nämlich daß die Urbilder der Gegenstände die Sinneswahrnehmungen, die Abbilder dieser aber die anderen Perzeptionen seien, mußten wir wegen seiner Undurchdringlichkeit und seines sphinxartigen Wesens schon verabschieden, als es sich kaum angeboten hatte.

Vielleicht aber sind diese sieben Kriterien, obschon sie ein jedes für sich allein nicht brauchbar sind, infolge des kleinen Wahrheitskernes, der jedem von ihnen vielleicht innewohnen mag, zusammen und innig vereint doch geeignet, zu Unterscheidungskriterien zu dienen. Allein ganz abgesehen davon, daß bei der Mehrzahl auch der kleinste Wahrheitskern vermißt wird, wird es für besser gehalten, ehe zugegeben wird, daß aus vielen einzelnen Mitteln, die jedes für sich allein unbrauchbar sind, wenn man sie zusammenschüttet und durcheinander rührt, ein brauchbares Mittel entstehen kann, die Untersuchung dadurch weiter zu führen, daß das logische Element ihr unterworfen wird, das dieser Unterscheidung vielleicht zugrunde liegt. Dies Element kann kein anderes sein als das Urteil.

II. Das logische Urteil als Unterscheidungsprinzip.

Wenn Volkelt in seinem Werke „Erfahrung und Denken“ S. 170 sagt: „Möchten doch einmal die Positivisten einen so einfachen Satz, wie etwa; ‚Jetzt scheint die Sonne‘, vornehmen und zeigen, daß sich der genaue Sinn dieses Satzes aus lauter intersubjektiven Elementen herstellen lasse!“ so sind wir noch zurück bei der andern Aufgabe, welche den Positivisten ebenfalls zufällt, nämlich die Wahrnehmung „jetzt scheint die Sonne“ von der Einbildung „jetzt scheint die Sonne“ im subjektiven Bewußtsein mit Sicherheit zu unterscheiden, also eine subjektive Wirklichkeit im Unterschiede von der bloßen Einbildung herzustellen. Die Frage nach der transsubjektiven Wirklichkeit liegt jenseits der Grenzen dieser Untersuchung.

Daß die Unterscheidung von Erkenntnistheoretikern und solchen, die nicht Erkenntnistheoretiker sind, sehr geläufig gemacht wird, ist zweifellos. Der Gang und die Resultate der bisherigen Untersuchung

aber lassen die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß, wie nach Erkenntnistheoretikern, wie Volkelt, die wissenschaftliche Wirklichkeit nicht durch reine Erfahrung zustande kommt, es auch gänzlich unmöglich sei, innerhalb der Erfahrung ein Prinzip zu finden für jene erste Stufe des Objektiven, die noch völlig außerhalb des Transsubjektiven liegt und ganz im Einzelsubjekte eingeschlossen ist.

Es drängt sich uns hier schon die Frage auf: Ist es nicht möglich, daß wir das transsubjektive Moment schon in unseren subjektiven Unterscheidungen der Wirklichkeiten gleichsam in primäre und sekundäre Wirklichkeiten anwenden? Wir stehen doch nicht als Einzelsubjekte völlig isoliert in der Welt, sondern haben seit dem Anfang unserer Existenz in Konnex und stetiger Wechselwirkung mit den anderen Subjekten gestanden und stehen noch in dieser Wechselwirkung. Wir sagen also: Ich sehe die Sonne wirklich, weil wir der Überzeugung sind, daß, wenn die andern Subjekte an unserer Stelle wären, sie auch sagen würden, ja müßten (bei ganz gleichen Verhältnissen): Ich sehe die Sonne. Es ist möglich, daß dies im Leben unsern Unterscheidungen zugrunde liegt. Damit aber sind bedeutsame Einschränkungen gemacht. Es wird vor allem die Möglichkeit offen gelassen, daß es doch auch solche Subjekte geben könne, die (unter andern Verhältnissen) die Sonne nicht sehen. Außerdem werden die Proben, ob andere Subjekte dieselben Wahrnehmungen haben, doch nur selten gemacht, ohne daß deswegen die subjektive Gewißheit etwas an ihrer Sicherheit einbüßte. Ebensowenig aber ist in jedem einzelnen Fall, wo zwischen subjektiver Wahrnehmungswirklichkeit und subjektiver Einbildungswirklichkeit unterschieden wird, eine transsubjektive objektiv wissenschaftliche Gewißheit vorhanden.

Vielleicht liegt der Unterschied in der logischen Form der Urteile. Vielleicht ist das eine Urteil: Ich sehe die Sonne, mit logischem Zwang verbunden, dem ich mich nicht entziehen kann, während das Urteil, welches die Einbildung: Ich sehe die Sonne, ausspricht, ohne diesen Zwang ist. Vielleicht sagt mir der Zwang, daß das erste Urteil wahr, das zweite falsch ist. Allein, wie und von welcher Seite ich auch diese Urteile betrachten mag, so sehe ich keinen Unterschied. Sie sind gleich wirklich, gleich wahr. So wie die Sätze einander ganz ähnlich sind, so sind auch die Perzeptionen Sonne einander ähnlich, und das Urteil, das die zweite Perzeption Sonne ☼ enthält, ist ebenso logisch richtig, wie das erste, das die Perzeption Sonne so ☀ enthält. Ganz wie dieses konstatiert es eine Wirklichkeit, und es ist mir genau so unmöglich, die eine Bewußtseinswirklichkeit nicht anzuerkennen, wie die andere. Soll, Forderung, Zwang und Anerkennung einer logischen Notwendigkeit sind im ersteren Falle genau so vorhanden, wie im zweiten. Sobald ich darüber reflektiere, so finde ich, daß eine Einbildungswirklichkeit von mir subjektiv genau so selbstverständlich als Bewußtseinswirklichkeit gelten gelassen wird, wie eine Wahrnehmungswirklichkeit. Ich

stehe nicht nur einem Soll mit meinem Urteil gegenüber, sondern einem Muß. Ich kann nicht anders, als alle Bewußtseinsinhalte gleichviel, welcher Art sie sein mögen, als Wirklichkeiten gelten zu lassen, ja als primäre Wirklichkeiten. Es ist also weit gefehlt, daß die Urteile, die eine Wahrnehmungswirklichkeit aussprechen, einen größeren Zwang, eine größere Nötigung mit sich führen, als alle anderen. Es ist vielmehr nur ein Schein, der gewiß seinen Grund haben muß, aber damit noch nicht gerechtfertigt ist. Auch der Wahnsinnige fällt Urteile, und sein Wahnsinn hat gerade darin das höchste Tragische, daß er einem kategorischen subjektiven Soll gegenübersteht oder vielmehr einem Muß, das er gar nicht ablehnen kann, dem er seine Anerkennung nicht versagen kann. Man kann wohl erwidern, wenn von logischem Denken die Rede sei, so sei natürlich nur das der normalen Menschen gemeint, allein damit ist die Tatsache nicht beseitigt, daß die Gedankengänge der Irren größtenteils ganz logisch sind, während nur das Material und die Resultate ihrer Urteile andere sind als die normaler Menschen.

Wenn ich eine Sinnestäuschung habe, so urteile ich doch, während ich in dieser Sinnestäuschung befangen bin, daß ich eine sinnliche Wahrnehmung habe, und wenn ich so urteile, dann ist mein Urteil genau so der subjektiven Wirklichkeit sicher, wie wenn ich in einem andern Falle urteile. An sich falsche Urteile, deren Unrichtigkeit etwa durch die Form des Urteils zutage treten könnte, gibt es ebensowenig, wie an sich falsche oder nicht wirkliche Perzeptionen. „Das Pferd singt" ist ein Urteil, das dem andern „das Pferd frißt" in nichts nachsteht, wenn wir nur die logische Form in Betracht ziehen. Man kann auch niemand, der überzeugt davon ist, daß dies Pferd singt, logisch davon überzeugen, daß er es nicht singen hört. Im Märchen fliegt der Koffer. „Der Koffer fliegt" ist also ein ganz richtiges Urteil. Der Kentaur kann subjektiv ebenso wirklich sein, wie das Pferd. Sobald ich mich in ein bestimmtes Gebiet begeben habe, stehe ich unter einem kategorischen Imperativ. Das Prinzip aller Märchen heißt: Alles kann von allem ausgesagt werden. Dieses Prinzip steht mir dann als ein allerdings authentisches Soll gegenüber, das ich anerkenne. In der Wissenschaft ist es ein anderes Soll, nach dem ich meine Urteile vollziehe. Im Bereich der Einbildung sind alle Urteile richtig bis auf das, welches aussagt, die Einbildungsurteile müßten so sein, wie die Wahrnehmungsurteile. Nein, auch das ist im Bereich der Einbildung noch richtig. Wir kommen mit der Logik nicht aus der Form hinaus, und diese Form kann uns für unsern Zweck keine Hilfe leisten. Der logische Imperativ für die subjektive Gewißheit in unserer Sache lautet: Wovon du überzeugt bist, daß es eine Wahrnehmung ist, das sollst du als Wahrnehmung anerkennen. Aber es handelt sich darum, warum ich in einem Falle diese Überzeugung habe, und das Soll vor dem erkenntnistheoretischen Willen steht, in dem andern Falle aber nicht.

Wenn ich eine Perzeption für eine Wahrnehmung halte, ist es nicht möglich, daß ich sie nicht dafür halte. Aber warum halte ich sie für eine Wahrnehmung? Das Soll selbst muß untersucht werden nach dem, was es in mir ist. Sowohl in der Moral als auch in der Erkenntnistheorie steht der kategorische Imperativ mit seinem unbedingten Sollen gewöhnlich als etwas Mystisches. Er scheint das Transzendentale allein noch retten zu können. Man läßt nun beide ununtersucht und glaubt, weil man sie ununtersucht läßt, also weder psychologisch noch sonstwie aus seiner Erfahrung zu begreifen auch nur versucht, etwas zweifellos Transzendentales vor sich zu haben.

Was ist dieses Sollen in einem realen Falle? Ich gehe über einen Fluß. Ein Knabe stürzt soeben hinein. Ich kann schwimmen. Kategorischer Imperativ: Es ist deine unbedingte Pflicht, den Knaben zu retten. Was geht dabei in meinem Bewußtsein vor? Ich habe die Perzeptionen des Flusses samt dem hineingestürzten Knaben, dann die Perzeptionen meiner selbst, mich nachstürzend, in Gedanken natürlich vorerst, dann vielleicht die Gedanken an meinen möglicherweise eintretenden Tod, an meine Familie und meinen Beruf. Aber der kategorische Imperativ läßt nicht nach: Du sollst! Es ist deine unbedingte Pflicht. Was heißt das? Das heißt die Perzeptionen meiner selbst, wie ich mich in den Fluß stürze und den Knaben rette, erscheinen unter meinen Perzeptionen in einer solchen wuchtigen und gewalttätigen Überzahl, daß schließlich nur sie allein noch da sind. Sie werden immer häufiger, verdrängen die von Weib und Kind, von eigenem Leben und Tod, werden immer häufiger und erreichen dann den Gipfel der Häufigkeit in der ausführenden Tat. Das Wachsen der Perzeptionen, welche die Rettung des Knaben betreffen, bis zu wuchtiger und gegen die anderen Perzeptionen gewalttätiger Überzahl, das ist das Sollen, die unbedingte Pflicht. Dieses Sollen ist zugleich auch seine Anerkennung. Denn dieses Sollen kann zwar entweder zur Tat werden dadurch, daß sich jene Perzeptionen zur größten Häufigkeit steigern oder zu einer anderen Tat, dadurch, daß plötzlich andere Perzeptionen die Übermacht gewinnen, aber selbst nicht anerkannt werden als Sollen, das kann es nicht. Etwas anderes nun, als dieser tatsächliche Perzeptionsverlauf, kann bei dem realen Eintreten eines kategorischen Imperativs nicht bemerkt werden. Es wäre ja wohl möglich, daß noch etwas anderes vorhanden ist, aber da dieser Perzeptionsverlauf zu bemerken ist, so darf man ihn in erster Linie nicht übersehen. Es macht nun keinen Unterschied, wenn wir einen allgemeineren kategorischen Imperativ wählen, z. B. „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen", oder auch den allgemeinsten: „Handle so, daß die Maxime deines Handelns das Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden könnte." Immer ist es der nämliche Vorgang, daß, wenn diese Sätze als Imperative auftreten, ihre Perzeptionen so häufig sind, daß die anderen in einem Individuum vorhandenen

Perzeptionen verdrängt werden, und selbst wenn ihnen nicht entsprechende Tathandlungen folgen, so stellen sich dann diese Perzeptionen um so häufiger wieder ein.

Ähnliche Bewandtnis hat es auch mit dem kategorischen Imperativ in der Logik. Steht ein Urteil unter seinem Sollen, so erscheint es so häufig in den Perzeptionenreihen, daß es fast allein da ist und die anderen Urteilsreihen beiseite geschoben sind. Wird es dann tatsächlich durch die Tat anerkannt, so ist das nichts anderes, als daß nach ihm die anderen Urteile, die ihm das Dasein streitig zu machen und es aus demselben zu verdrängen gesucht hatten, entweder überhaupt nicht mehr da sind oder doch nur mehr verschwindend selten erscheinen.

Es wirft sich hier die Frage auf: Sollte nicht aus dieser Tatsache, die dem kategorischen Imperativ überall, wo er erscheint, zugrunde liegt, ein Prinzip für unsere Unterscheidung und für die subjektive Sicherung der sekundären (Wahrnehmungs-)Wirklichkeit, die aber der Wertung nach eine primäre ist, gewonnen werden können. Freilich, es stehen noch andere am Wege unserer Untersuchung und bieten sich als Prinzipien an: Raum, Zeit, Ursache und Wirkung und dergleichen mehr. Sie haben allerdings große Fürsprecher. Lotze beispielsweise unterscheidet zwischen bloßem Vorstellungsverlauf, Anschauung und Denken. Im ersteren finden sich tatsächliche aber grundlose Verknüpfungen, im zweiten tatsächliche und unabänderliche Verknüpfungen, deren Gründe wir jedoch nicht verstehen (räumliche Ordnung); das Denken aber unterscheidet sich von beiden und ist eine fortwährende Kritik, welche der Geist an dem Material des Vorstellungsverlaufes ausübt, indem er die Vorstellungen trennt, deren Verknüpfung sich nicht auf ein in der Natur ihrer Inhalte liegendes Recht der Verbindung gründet, während er diejenigen Vorstellungen, deren Inhalt eine Verknüpfung duldet oder verlangt, nicht nur verbunden läßt, sondern ihre Verbindung zugleich in einer neuen Form der Auffassung rekonstruiert, aus welcher das Recht dieser Verknüpfung sich ersehen läßt.

Allein die einfache Erwägung, daß die räumliche Ordnung auch bei den Gedächtnisperzeptionen stattfindet, ja sogar bei den Einbildungsperzeptionen stattfinden kann, zwingt uns, davon abzusehen, die räumliche Ordnung als Kriterium der Anschauung oder der Wahrnehmung zu benützen. Indem ich bei der Abfassung dieser Untersuchung an den Raum und an die Dinge im Raum denke, erscheint ein großer Teil meiner Wahrnehmungen in derselben räumlichen Ordnung, in welcher sie bei den Wahrnehmungsakten selbst erschienen sind, und ich bemerke, daß bei länger fortgesetztem Nachdenken noch weit mehr in räumlicher Ordnung erscheinen würden. Die räumliche Ordnung kann also nicht das Kriterium für die Sinneswahrnehmung sein, sonst könnte ich alle diese räumlich geordneten Perzeptionen, die ich jetzt habe, doch nicht für bloße Vorstellungen ansehen,

sondern müßte sie für sinnliche Wahrnehmungen halten. Es muß also noch ein Unterschied sein zwischen derjenigen räumlichen Ordnung, die in meinen Gedächtnis- oder auch Einbildungsperzeptionen stattfindet, und derjenigen räumlichen Ordnung, die in den Wahrnehmungsperzeptionen gegeben ist. Es läßt sich demnach mit dem Kriterium der räumlichen Ordnung nicht weiter kommen als mit den andern auch, man muß vielmehr den Unterschied aufzeigen, der zwischen den räumlichen Ordnungen der Wahrnehmungsperzeptionen und den räumlichen Ordnungen der anderen Perzeptionen besteht, ähnlich wie der Unterschied des Solls der Wahrnehmungsperzeptionen von dem der andern zu untersuchen gewesen wäre, da in beiden ein Soll und die Anerkennung eines Solls stattfindet.

Was ist der Raum in der sogenannten reinen Erfahrung? Hume antwortet: „Der Anblick des Tisches vor mir ist für sich allein genügend, mir eine Vorstellung der Ausdehnung zu verschaffen. Die Vorstellung der Ausdehnung ist dann einem Eindruck entlehnt und nachgebildet, welcher in diesem Augenblick meinen Sinnen sich darstellt. Meine Sinne führen mir aber nur die Eindrücke farbiger Punkte zu, die in einer bestimmten Weise angeordnet sind. Wenn das Auge noch irgend etwas Weiteres empfindet, so wünsche ich darauf hingewiesen zu werden. Ist es aber unmöglich, etwas Weiteres aufzuzeigen, so können wir mit Sicherheit sagen, daß die Vorstellung der Ausdehnung nichts ist als ein Abbild dieser farbigen Punkte und der Art, wie sie sich vereint der Wahrnehmung darstellen.“ [1]) Nach Hume ist es also zweifellos, daß die Vorstellung des Raumes nichts anderes ist als ein Abbild der Wahrnehmung der Punkte oder überhaupt einzelner Sinnesperzeptionen in ihrer bestimmten Vereinigung und Ordnung. Wenn nun zwei räumlich geordnete Perzeptionenreihen gegeben sind, so bleibt stets die Frage bestehen: Welche von beiden ist die Wahrnehmungsreihe und welche ist die Reihe der bloßen Vorstellungen? Und wenn diese Frage beantwortet wird, so entsteht die weitere: Mit welchem Rechte kann sie so, wie sie beantwortet wird, beantwortet werden? Wenn es ferner im Leben auch unmittelbar evident wäre, welche Reihe jedesmal die Wahrnehmungsreihe ist, so ist es doch für den Erkenntnistheoretiker nicht überflüssig, nach der Ursache zu forschen, warum es evident ist. Darum können wir uns um so weniger damit zufrieden geben, daß gesagt wird, das Charakteristische der sinnlichen Wahrnehmungen bestehe in der räumlichen Ordnung, als auch die Reihen der Einbildungsperzeptionen in großer Länge räumlich ganz bestimmt geordnet sein können, und andererseits sich uns Aussicht eröffnet hat, in der Häufigkeit ähnlichster Perzeptionen ein Prinzip anwenden zu können,

---

[1]) Hume, Traktat, Über den Verstand; Koettgen-Lipps S. 50 u. 51. (We may conclude with certainty, that the idea of extension is nothing but a copy of these coloured points and of the manner of their appearance).

das ganz auf reiner Erfahrung beruht und doch vielleicht die Brücke bilden kann auch zu dem logischen Soll hinüber, also aus der subjektiven zur objektiven, wenigstens zur transsubjektiven Wirklichkeit hin, um mit Volkelt zu reden. Das letztere wäre sehr viel, wenn man Volkelt zustimmt, daß es nämlich für die Philosophie keinen prinzipielleren Gegensatz als den zwischen den eigenen Bewußtseinsvorgängen und dem Transsubjektiven gibt,[1]) es ist jedoch nicht mehr Gegenstand dieser Abhandlung.

12. Der Standpunkt der absoluten Evidenz.

Da hier der Philosoph genannt ist, der in seinem schon vielfach genannten Werke im zweiten Teile „die reine Erfahrung als Erkenntnisprinzip" eingehend untersucht und dabei auch das Prinzip der subjektiven Gewißheit bestimmt hat, so soll hier noch ein wenig auf seine Darlegungen eingegangen werden. Volkelt bestimmt das Prinzip der subjektiven Gewißheit als die ganz allgemeine Tatsache, daß ich ein absolut selbstverständliches Wissen von meinen eigenen Bewußtseinsvorgängen habe. Das ist eine absolut unbezweifelbare Bewußtseinstatsache.[2]) Ausgesprochenermaßen findet er diesen Satz nicht durch Aufzählung der einzelnen Bewußtseinsvorgänge, etwa, daß ich jetzt die Wahrnehmung des blauen Himmels und dann die der grünen Wiese habe, oder daß ich jetzt Hunger und dann Durst spüre usw., auch nicht durch Klassifizierung der Bewußtseinsinhalte in Sinneswahrnehmungen, Lust- und Unlustempfindungen und reproduzierte Vorstellungen, sondern der Satz ist ebenso selbstverständlich, wie der, daß ich jetzt Hunger oder Durst empfinde. Was sich absolut von selbst versteht, das steht andererseits einfach dadurch, daß ich es ausspreche, unbezweifelbar fest. Von einer noch einfacheren, tieferen Grundlage des absolut selbstverständlichen Wissens kann keine Rede sein. Wenn ich weiß, daß ich jetzt die Empfindung süß habe, so läßt sich, wenn es sich um die Berechtigung des Erkennens handelt, die Gewißheit dieses Wissens auf nichts weiteres als auf die allgemeine Tatsache zurückführen, daß es eben von meinen Bewußtseinszuständen ein absolut selbstverständliches Wissen gibt. Das subjektive Gewißheitsprinzip ist demnach die Tatsächlichkeit des Wissens von den eigenen Bewußtseinsvorgängen, so oft es sich vollzieht. Das einfache Haben von Bewußtseinsvorgängen ist noch nicht das Wissen von ihnen. Die psychologischen Bedingungen des Wissens aber sind erstens das Stattfinden gewisser Vorgänge in meinem Bewußtsein, zweitens meine auf sie gerichtete Aufmerksamkeit, drittens das Fixieren, Beobachten und Unterscheiden dieser Vorgänge, die sich im Blickpunkte meiner Aufmerksamkeit befinden.

---

[1]) Volkelt a. a. O. S. 103.
[2]) Volkelt a. a. O. S. 54 ff.

Nur soweit ich meine Bewußtseinsvorgänge unterscheidend erfassen kann, habe ich ein absolut selbstverständliches Wissen von ihnen, das aber nicht weiter reicht, als die Unterscheidung selbst. Das Haben von Empfindungen ist nicht das Wissen von diesem Haben. Eine Begleiterscheinung dieses Wissens ist die, daß ich meine Bewußtseinszustände unmittelbar nach ihrem Aufhören reproduzieren kann. Aber das ist nur eine Begleiterscheinung, kein Kriterium. Die Selbstgewißheit des Bewußtseins ist vielmehr an sich selbst Kriterium der Wahrheit. Wie von den gegenwärtigen Bewußtseinsinhalten, gibt es ein selbstverständliches und unzweifelbares Wissen auch von den vergangenen, obschon hier die absolute Sicherheit in viel geringerem Umfange stattfindet und nur in Ausnahmefällen vorhanden ist.

Da es kein weiteres absolut selbstverständliches Wissen gibt, so ist dieses Wissen von der Tatsächlichkeit unserer Bewußtseinsinhalte und -vorgänge das einzige absolut selbstverständliche Wissen der reinen Erfahrung. Das ist die Argumentation Volkelts, soweit sie die reine Erfahrung und die subjektive Gewißheit betrifft. Man kann diese Argumentation im ganzen anerkennen und doch, soweit unsere Frage in Betracht kommt, von ihm abweichen. Ein absolut selbstverständliches Wissen haben wir nur von den nichtklassifizierten Bewußtseinsvorgängen. Habe ich die Perzeption „Dieser Baum“ unterschieden, klar beobachtet, so habe ich ein absolut selbstverständliches Wissen von diesem Bewußtseinsinhalt; im Leben habe ich auch in unzähligen Fällen ein absolut selbstverständliches Wissen davon, daß das eine Wahrnehmung und keine andere Perzeption ist, in der erkenntnistheoretischen Untersuchung aber, auch ohne daß sie auf objektive Wirklichkeit ausgeht, und wenn sie sich nur mit der subjektiven Gewißheit beschäftigt, ist es nicht im entferntesten selbstverständlich und ohne Zweifel gewiß, daß es wirklich nichts anderes ist als eine Wahrnehmung. Es ist nicht recht klar, oder wenigstens nicht völlig klar, wie sich Volkelt zu der Sache stellt. Einerseits stellt er die Frage beiseite, indem er ausdrücklich im Beginne seiner Untersuchung behauptet, daß die Klassifizierung der Mannigfaltigkeit meines Bewußtseinsinhaltes dem Ziele eines absolut selbstverständlichen Wissens nicht näher führt, andererseits aber diese Klassifizierung zu dem absolut selbstverständlichen Wissen zu rechnen scheint. Denn er führt überall zur Illustrierung seines Satzes konkrete, schon klassifizierte Perzeptionen an, gewöhnlich Wahrnehmungen. „Wenn ich weiß, daß ich jetzt die Empfindung des Süßen habe usw.“, so ist das ein absolut selbstverständliches Wissen. Unsere Untersuchung zeigt, daß ich dieses Wissen als selbstverständliches nicht haben kann, nämlich das Wissen, daß ich jetzt die Empfindung des Süßen habe. Nur daß ich eine Perzeption habe, weiß ich, und dieses Wissen ist absolut selbstverständlich, aber was für eine Perzeption das ist, diese Frage geht weit über die absolute Evidenz hinaus, auch wenn ausschließlich mein subjektives Bewußtsein allein beteiligt

ist. Ich bin in hundert Fällen im Leben nicht selbstverständlich sicher, was für eine Perzeption ich vor mir habe, ob ich träume oder wache, ob ich mich täusche oder wirklich wahrnehme, in der erkenntnistheoretischen Untersuchung aber ist an Selbstverständlichkeit bezüglich der Qualität der Perzeption nicht zu denken. Was mit Sigwart von Volkelt bezüglich der Erinnerung zugegeben wird, daß nämlich das Wissen von vergangenen Bewußtseinsvorgängen gar häufig auf Selbsttäuschung beruht, da es für die Unterscheidung der fehlbaren von der unfehlbaren Erinnerung kein sicheres Kriterium gibt, das muß auch von den gegenwärtigen Bewußtseinsvorgängen zugegeben werden, sobald die Klassifizierung in das selbstverständliche Wissen von ihnen einbezogen wird.

13. Unser Standpunkt.

Bisher ist dargetan worden, daß es nicht möglich ist, mit den besprochenen Prinzipien auch nur subjektiv die Wahrnehmungen von den anderen Perzeptionen mit Sicherheit zu unterscheiden und dadurch eine subjektive reine Erfahrungswirklichkeit zustande zu bringen, von einer objektiven transsubjektiven reinen Erfahrungswirklichkeit, deren Untersuchung, die wir nur gelegentlich gestreift haben, überdies nicht mehr zu unserer Aufgabe gehört, ganz zu schweigen. Nun muß die Möglichkeit zugegeben werden, daß die transsubjektiven Kriterien schon auf subjektivem Gebiete ihre Anwendung finden, daß also vielleicht sogar ein transzendentaler Faktor auf subjektivem Gebiete mitwirkt. Das kann jedoch nur durch eine vollständige Untersuchung der objektiven Erkenntnis herausgestellt werden. Jedenfalls haben wir bei der Untersuchung der subjektiven Gewißheit bis jetzt nicht eine Spur eines transzendentalen Faktors finden können. Das veranlaßt uns, bei den immanenten Faktoren zu bleiben und nur das Äußerste noch zu konstatieren, wozu reine Erfahrung ohne Berücksichtigung der objektiven Erkenntniselemente gelangen kann.

Im Laufe dieser Abhandlung hat es sich an mehreren Punkten gezeigt, daß den Wahrnehmungen eine größere Häufigkeit des Daseins als Perzeptionen und eine größere und bestimmtere Ordnung zukommt. Indem diese Erfahrungstatsache unter der Bezeichnung „Die größere Häufigkeit ähnlichster Perzeptionen" zu dem gesuchten Prinzip der Unterscheidung der Perzeptionen unter sich und des Verhältnisses der Perzeptionen untereinander, wie auch zur subjektiven Wirklichkeit, erhoben wird, wird darin das Ergebnis dieser Untersuchung dargeboten: Die Wahrnehmungen unterscheiden sich von den anderen Perzeptionen, Gedächtnis- und Einbildungsperzeptionen, nur dadurch, daß sie bei weitem häufiger einander ähnlichst erscheinen. Genau so unterscheiden sich auch die Gedächtnisperzeptionen von den Einbildungsperzeptionen. Die Einbildungsperzeptionen erscheinen am

wenigsten häufig einander ähnlichst. Also diejenigen Perzeptionen, die am häufigsten einander ähnlichst erscheinen, gelten subjektiv stets als Wahrnehmungen, insbesondere Sinneswahrnehmungen, die weniger häufig ähnlichst erscheinen, als Gedächtnisperzeptionen, und, die am wenigsten häufig ähnlichst erscheinen, als Einbildungsperzeptionen. Somit wäre dann das breitere, reichere Dasein ähnlichster Perzeptionen die größere subjektive Wirklichkeit. Dieses Prinzip muß billigerweise als das einfachste unter allen gelten. Freilich bleibt auch bei ihm noch eine Frage übrig, nämlich die: „Woher das häufigere Dasein ähnlichster Perzeptionen? Warum sind die einen Wellen häufiger ähnlichst da, als die anderen. Dies ist schließlich dieselbe Frage, wie die nach dem Dasein der Bewußtseinsinhalte, und ebensowenig wie diese zu beantworten. Jenes häufigere Dasein ist eine fundamentale Tatsache, die nicht mehr tiefer begründet werden kann. Jedes Einzelsubjekt weist diese Tatsache auf, ja auch im intersubjektiven und transsubjektiven Bewußtsein ist diese Tatsache noch gegeben. Sie ist so fundamental, wie die Tatsache, daß überhaupt Perzeptionen da sind.

Was im Traume gesehen worden ist, wird danach in Wirklichkeit und im Traume sehr selten so ähnlich gesehen werden, daß man von ihm sagen könnte, es werde noch einmal geträumt oder auch in wachem Zustande erlebt. Weniger ähnlich werden derartige Perzeptionen häufiger sein. Das ist die Erinnerung an den Traum. Wie ganz unvergleichlich oft dagegen haben wir die Perzeptionen unseres Zimmers, seiner Türen, Bücher, Möbel, Fenster, Straßen, Nachbarhäuser, Bäume, Personen, die um uns sind, oder der Berge, Wälder, Wiesen, Bäche und sonstiger Bestandteile der Gegend, wo wir wohnen! Those mountains,“ sagt Hume, „and houses and trees, which lie at present under my eye, have always appeared to me in the same order . . . My bed an table, my books and papers, present themselves in the same uniform manner and change not upon account of any interruption in my seeing or perceiving them. This is the case with all the impressions, whose objects are suppos'd to have an external existence, and is the case with no other impression wheter gentle or violent, voluntary or involuntary.“ Die Nichtänderung ist nur scheinbar, the same order muß bestritten werden, the same uniform manner ist ein sehr vager Ausdruck, aber ein Tasten nach dem richtigen Prinzip ist in diesen Ausführungen vorhanden. Das eigentliche Charakteristische ist das, daß die hier genannten Perzeptionen sehr häufig und dabei sehr ähnlich da sind. Sie haben im Bewußtsein ein breiteres, ausgedehnteres häufigeres Dasein, als andere Perzeptionen. Wie selten ihrer unermeßlichen Häufigkeit gegenüber sind doch beispielsweise die Perzeptionen eines Märchens oder die Perzeptionen des aristotelischen Organon selbst bei dem, der es fleißig studiert! Wie noch weit seltener sind die Perzeptionen einer Chimäre. Letztere sind so selten, daß sie in

vielen Einzelsubjekten erst stattfinden, wenn gesagt wird, dies oder das sei eine Chimäre oder keine Chimäre.

Nehmen wir als Beispiel einen Auswanderer, der vom Heimweh erfaßt ist. Die Erinnerung an seine Heimat, Vaterhaus, Heimatdorf, die Linde am Brunnen vor dem Tore, den Bachstrom mit den Weiden, den stillen Wiesengrund, Vater, Mutter, Bruder, Schwester und alle Personen und Gegenstände seiner Heimat ist den ganzen Tag lebendig in ihm. Häufigst sind alle diese Perzeptionen in seinem Bewußtsein. Man könnte hier nun den Einwand machen, wie nun der Auswanderer doch die Möglichkeit habe, zwischen diesen Perzeptionen und den andern, etwa des Hauses und Ortes, wo er sich aufhält, der Gegenstände und Personen, die an jenem Orte sind, zu unterscheiden. Die Perzeptionen der Heimat, ihrer Personen und Gegenstände sind in diesem Falle unzweifelhaft außerordentlich häufig, wenn man aber recht zusehen und zusammenzählen will, so wird man wohl finden, daß die andern Perzeptionen, das Haus, in welchem er wohnt, die Umgebung, die Personen dieser Umgebung, sein eigner Körper und dessen Teile, die Zimmergeräte, die Perzeptionen seiner Arbeit usw. doch unvergleichlich häufiger sind, als die seiner Erinnerungsperzeptionen der Heimat.

Auch wenn nicht eine Reihe von Wahrnehmungen ins Auge gefaßt und mit einer Reihe von andern, etwa Erinnerungsperzeptionen, verglichen wird, sondern wenn das nur mit einer einzigen Wahrnehmung geschieht, ist doch derselbe Unterschied zu konstatieren. Denn obgleich man denken möchte, bei einer einzelnen Wahrnehmung könne doch von einer Häufigkeit auf keinen Fall die Rede sein, ist es doch so, daß auch hier das Unterscheidungsprinzip der ähnlichsten Häufigkeit vollkommen anwendbar ist. Denn wenn ich beispielsweise ein Gebäude ins Auge fasse und bewußt die Wahrnehmung des Gebäudes habe, so hat es zunächst den Anschein, als ob diese Wahrnehmung viel länger anhaltend im Bewußtsein verweile, als irgend eine andere Perzeption. Dieses anhaltend im Bewußtseinbleiben ist aber bei genauem Beobachten nichts anderes als gleichsam ein Hin- und Hereilen unseres Blickes über den Gegenstand (Hume run over), in Wirklichkeit ein häufiges Dasein einzelner Teilperzeptionen der Perzeption Gebäude, die einander sehr ähnlich sind. Bei einer Einzelerinnerung aber verschwindet die ganze Perzeption scheinbar viel schneller, d. h. es sind bedeutend weniger Teilperzeptionen bedeutend seltener einander ähnlichst da.

Ein Dichter mag noch so sehr in seiner Tragödie aufgehen, so sind doch die einander ähnlichsten Perzeptionen der Dichtung weit seltener als die Perzeptionen seines Zimmers, seiner Bücher, seiner Hand, seines Haares, seiner Schreibfeder, seines Tisches, seiner Uhr, seines Fensters usw.

Ein Gespenstergläubiger mag noch so sehr „überall Gespenster sehen", so sieht er, auch nur im Verlaufe eines Tages, doch noch

weit mehr andere Dinge, und wenn die Perzeptionen der Gespenster bei ihm noch so häufig sind, so sind doch die Perzeptionen der anderen Dinge noch weit häufiger.

Es könnte der Einwand erhoben werden, daß unser Kriterium dieselben oder doch wenigstens ähnliche Schwierigkeiten biete, wie das der Lebhaftigkeit der Perzeptionen, wenn es auch mit diesem an Brauchbarkeit über den andern stehe. Denn, wie erkläre es sich, daß eine Einbildungsperzeption mit subjektiver Gewißheit für eine Wahrnehmungsperzeption gehalten werde. Eine lebhafte Einbildungsperzeption sei nach unserm Kriterium häufigstes Dasein einander ähnlichster Perzeptionen, eine Wahrnehmungsperzeption aber sei doch auch nichts anderes. Wenn man die Zeit, in welcher die Einbildungsperzeption stattfindet, für sich allein nimmt, also die Einbildungsperzeption vollkommen isoliert, so ist das unbestreitbar richtig und muß richtig sein, weil es sonst gar nicht möglich wäre, daß eine Verwechslung einer Wahrnehmungsperzeption mit einer Einbildungsperzeption stattfände; wenn man aber die Zeit auch nur eines Tages nimmt und die Perzeptionen, welche diese Zeit ausfüllen, so wird die im Zeitmomente lebhafte Einbildungsperzeption in dieser längeren Zeit oder in dieser größeren Reihe der Perzeptionen von der Übermacht der andern und von der Übermacht der Häufigkeit anderer einander ähnlichster Perzeptionen geradezu erdrückt, so daß der eine Tag genügt, es an den Tag zu bringen, daß jene lebhafte Einbildungsperzeption trotz ihrer allergrößten momentanen Lebhaftigkeit doch eben nur eine Einbildungsperzeption gewesen ist, weil ihre momentane Häufigkeit bei verlängerter Zeitdauer immer mehr abgenommen hat.

Ein Traumbild kann im Momente des Träumens so häufig sein, und auch eine Zeitlang nach dem Traume kann diese Lebhaftigkeit oder vielmehr Häufigkeit der Perzeptionen so groß sein, daß die anderen Perzeptionen verdrängt werden und in der Minderheit bleiben. Man kann in diesem Falle geneigt sein zu glauben, daß man eine Wahrnehmung gehabt hat. Aber bald werden die anderen Perzeptionen wieder an Zahl und Häufigkeit zunehmen, vielleicht eine Zeitlang im Gleichgewicht bleiben mit der Häufigkeit der Traumperzeption (Zustand des Zweifels und der Ungewißheit), dann aber werden sie allmählich die Übermacht gewinnen und bald gesiegt haben, so daß nun der Charakter jener Perzeption als Traumperzeption feststeht.

Der Lügner hält seine Lügen nur dann für Wahrheit, wenn er sie oft wiederholt hat, aber er kann sie so oft nicht wiederholen, daß sie ihm gegenwärtige Wahrnehmungen werden. Darum können die Lügen für ihn höchstens zu geschichtlichen Tatsachen, die Einbildungsperzeptionen nur Erinnerungsperzeptionen werden, nie aber Wahrnehmungen. Diese Unmöglichkeit, daß Einbildungsperzeptionen auf die Dauer mit Wahrnehmungen verwechselt werden können, weil

sie dafür zu häufig sind, ist das, was dem Prinzip der Überwältigung des Willens durch die Sinneswahrnehmungen zugrunde liegt.

In einer Kirche befindet sich ein Chor mit einem alten Kreuzgewölbe. Längst war ich der Ansicht, daß die Wandflächen dieses Chors unter der blauen Tünche Gemälde bergen müssen. Natürlich hatte ich entsprechende Einbildungsperzeptionen; allerlei Figuren, die aber unter sich sehr verschieden waren, stellten diese Perzeptionen dar. Sie waren wohl häufig da, aber im Vergleich zu den Wahrnehmungsperzeptionen der getünchten Wände durchaus nicht häufig. Bezüglich der Ähnlichkeit aber, mit welcher diese Wahrnehmungsperzeptionen der Wände da waren, konnten beide Perzeptionsreihen gar nicht verglichen werden. Sie waren Einbildungsperzeptionen. Sodann wurde ein Gerüst aufgeschlagen und dann vorsichtig der getünchte Überzug mit dem Messer ein wenig entfernt. Da mit einem Male zeigte sich ein roter Strich. Dieser rote Strich nimmt nun in allen Perzeptionen eine solche Häufigkeit an, daß er sich als Wahrnehmung erweist. Zugleich teilt diese Wahrnehmung auch den Einbildungsbildern eine größere Häufigkeit mit und auch eine größere Ähnlichkeit, aber immer ist doch die Häufigkeit ganz unvergleichlich geringer als die des roten Striches, an dem das Auge immer wieder haftet, oder besser, dessen Perzeption immer wieder da ist, und die Ähnlichkeit, welche die einzelnen Phantasie-Perzeptionen miteinander haben, ist zwar ebenfalls größer als zuvor, aber immer noch, wenn man sie mit der Ähnlichkeit vergleicht, welche die Wahrnehmungen des roten Striches miteinander haben, so verschwindend gering, daß sie zweifellos als Einbildungsperzeptionen gelten müssen. Beide Perzeptionenarten kommen aber einander durch vermehrte Häufigkeit und Ähnlichkeit immer näher mit dem Erscheinen eines Fußes, eines Beines, einer ganzen Gestalt, eines ganzen Gemäldes, bis zuletzt keine Phantasieperzeptionen mehr vorhanden sind. Nun habe ich unaufhörlich die Wahrnehmungsperzeptionen der Bilder einander sehr ähnlichst und ganz außerordentlich häufig.

Auch hier könnte ein Einwurf gemacht werden. Gut, könnte man sagen, die Sache mag sich so verhalten, aber wurde denn der rote Strich nicht sogleich als sinnliche Wahrnehmungsperzeption erkannt? Gewiß wurde er das, aber das Erkennen war eben nichts als das häufige, ganz ähnlichste, ja fast bis zur Ununterscheidbarkeit ähnlichste Dasein des roten Striches. Man hefte seine Augen angestrengt auf irgend einen Gegenstand, etwa ein Buch. Man wird nicht imstande sein, die Perzeptionen des Buches von dem Unterbrochenwerden durch andere Perzeptionen, seien es Sinneswahrnehmungen oder andere Perzeptionen, dauernd freizuhalten. Bis zu einem gewissen Grad wird es jedoch gelingen, und dieses Gelingen täuscht uns vor, es sei nur eine dauernde ununterbrochene Perzeption vorhanden, und doch ist es eine Summe von häufigsten Perzeptionen, die einander sehr ähnlich sind. Das lehrt uns die Unmöglichkeit,

die Perzeption von jeglicher Unterbrechung dauernd freizuhalten.[1]) Es muß hier übrigens auch auf das verwiesen werden, was bereits oben gelegentlich der Behandlung des Prinzipes der Lebhaftigkeit gesagt worden ist, beispielsweise über das Auftreten einer Entdeckung.

Die Häufigkeit ähnlichster Perzeptionen erprobt sich als Kriterium auch bei den Sinnestäuschungen. Denn, was allein die subjektive Gewißheit, daß eine Sinnestäuschung eine Sinneswahrnehmung war, erschüttern kann, ist das, daß, wie wir es ebenfalls oben an dem Beispiel von der Uhr gesehen haben, der Getäuschte allmählich mehr andere Perzeptionen hat und damit die seiner vermeintlichen Sinneswahrnehmung immer weniger werden. Doch ist es auch möglich, daß diese trotzdem so oft da sind, daß andere die Überzahl nicht erlangen können. Dann sieht er seine Sinnestäuschung nicht ein.

Wie steht es aber mit dem Wahnsinnigen? Hier sind bestimmte Perzeptionen so häufigst und so ähnlichst, daß andere sie nicht verdrängen können, aber es gibt noch häufigere andere. Es sind die der normalen Menschen. Wenn ein Wahnsinniger in einem gewöhnlichen Bette ein solches von Glas sieht, so haben die normalen Menschen, die ganz unvergleichlich mehr sind an Zahl, unvergleichlich mehr Perzeptionen des gewöhnlichen Bettes, wodurch allein die des Wahnsinnigen als abnormal und wahnsinnig isoliert werden. Bei ihm, dem wahnsinnigen Individuum selbst, aber entscheidet dasselbe Prinzip für das gläserne Bett, denn in der Summe der Perzeptionen, die er hat, ist das gläserne Bett die häufigste Perzeption und zugleich die ähnlichste, also eine wirkliche Wahrnehmung, die mit voller subjektiver Gewißheit von ihm gemacht wird.

Gerade die Ausnahmefälle, über die Hume so leicht hingeht, müssen durch ein wirkliches Kriterium mit umfaßt werden, und es ist gewiß keine übermütige, sondern eine vielleicht falsche, aber doch redliche und redlich erarbeitete Meinung, wenn wir die Ansicht äußern, daß das hier entwickelte Prinzip die von ihm geforderte Arbeit besser leistet als jegliches andere.

Das zeigt sich namentlich auch an dem Verhältnis der Perzeptionen zur subjektiven Wirklichkeit. Die eigentliche primäre subjektive Wirklichkeit ist die Summe aller Perzeptionen des Subjekts. Tatsächlich aber findet in jedem Subjekt noch eine sekundäre Wirklichkeit statt, indem die einen der Perzeptionen als wirklicher gelten, denn die andern. Wenn nun die primäre Wirklichkeit der ganze Bewußtseinsinhalt ist, so erklärt sich das Phänomen der sekundären subjektiven Wirklichkeit am leichtesten doch wohl so, daß die am häufigsten einander ähnlichen Perzeptionenmassen in dem betreffenden

---

[1]) Die häufigste Ähnlichkeit erzeugt den Schein der Stetigkeit, ja der Identität, die seltene und seltenste den des Wechsels.

individuellen Subjekt die größere oder sekundäre Wirklichkeit sind. Sie umfassen eben einen größeren Teil dieses individuellen Subjekts. Daraus erklärt sich auch das unterschiedliche Verhalten der individuellen Subjekte zu dieser sekundären Wirklichkeit. Den einen sind nur die Sinneswahrnehmungen Wirklichkeit, den andern auch oder mehr oder bloß die Welt der Erinnerungs- und Phantasieperzeptionen, und das alles in unzähligen Abstufungen.

Führt aber dieses Prinzip nicht auch seinerseits wieder eine große Unsicherheit mit sich? Es muß doch auch hier wieder beurteilt werden, welche Perzeptionen in einem Subjekt oder zu einer bestimmten Zeit die häufigsten sind. Das kann doch nur durch Vergleichung geschehen, und das Resultat, das Urteil müßte auf einem Prinzip beruhen, das wieder als Soll über der Beurteilung steht. Wird dagegen gesagt, das Prinzip ist eben nur die Zahl, so erhebt sich dagegen sofort der neue Einwand: Wenn die Zahl den Ausschlag geben soll, dann muß auch wirklich gezählt werden, dann erst kann man das Gezählte vergleichen und ein Urteil fällen, welche ähnlichste Perzeptionen in der Überzahl vorhanden sind. Wie will man aber die Perzeptionen zählen? Das ist gänzlich unmöglich. Man kann also keine Vergleichung anstellen, kein Urteil fällen. Darauf läßt sich erwidern, daß wenn zwei Reihen von Einzeldingen an Zahl sehr verschieden sind, es wohl möglich ist, ohne jedes Zählen zu bestimmen, welcher Reihe die geringere Zahl zukommt. Ein Blick über einen Kiefernwald hin, in dem etliche Dutzend weißglänzende Birken stehen, bestimmt ohne weiteres, daß die Birken weit in der Minderzahl sind. So braucht auch bei den Perzeptionen, um die Häufigkeit festzustellen, kein Zählen stattzufinden, sondern bei großer Differenz tritt die größere oder geringere Häufigkeit sofort hervor und ganz ohne weiteres. Wo aber die Differenz geringer oder ganz gering ist, da treten dann eben auch die Zweifelzustände ein, das Schwanken, ob man Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit, Wahrnehmung oder Einbildung vor sich habe, bis die Häufigkeit der einen Perzeptionenreihe gegenüber der anderen so groß geworden ist, daß dadurch ohne jegliche weitere Manipulation die Sache entschieden ist. Das häufigere Dasein der ähnlichen Perzeptionen ist eben schon die sekundäre Wirklichkeit. Das häufigere Dasein zählt sich nicht, beurteilt sich auch nicht, es ist. Es ist einem spezifischen Gewicht vergleichbar, das, sobald es den Gleichgewichtszustand im Wasser nach unten hin überschreitet, sinkt, ohne daß es vorher festgestellt hat, ob es schwerer ist als das Wasser oder nicht. Die menschlichen Perzeptionen können das bei irgend einem Gegenstand feststellen, aber bei sich selbst nicht, denn sie selbst sind hier der Gegenstand, der entweder wirklichkeitsleer oben schwimmt oder auch wirklichkeitsschwer untersinkt. Hier ist jedoch immer nur von der sekundären Wirklichkeit die Rede, daß nämlich tatsächlich unter den Perzeptionen ein Wirklichkeitsunterschied gemacht wird.

Auf diese Weise kann das mystische Gefühl, das auch Hume, und er zuerst, in seiner Erfahrungsphilosophie so sehr gehätschelt hat, das aber im Grunde ein in der Praxis zwar ausreichendes, aber in der Erkenntnistheorie nicht weiterhelfendes asylum mysticum ist, ein wenig aufgehellt werden. Ob das hier gelungen ist, das können wir nicht selbst beantworten, weil das ins Gebiet der objektiven Wirklichkeit gehört, auf welchem, das sei hier wiederholt, andere Prinzipien, auch auf das Gebiet der subjektiven Gewißheit angewandt, vielleicht weiterbringen könnten.

Vielleicht aber wäre das Prinzip der häufigsten Ähnlichkeit, das der reinen Erfahrung entnommen ist, auch umgekehrt befähigt, eine Anwendung auf das Gebiet der objektiven Wirklichkeit zu gestatten. Doch das müßte der Gegenstand einer weiteren, wahrscheinlich noch umfangreicheren Untersuchung werden, die hier nicht mehr unsere Aufgabe ist.



Spezialdruckerei für Dissertationen, Robert Noske, Borna-Leipzig.

Lebenslauf.

Am 24. Mai 1863 bin ich, Friedrich Gerber, protestantischer Konfession, zu Fischbach bei Hochspeier, Bezirksamts Kaiserslautern in der Pfalz, geboren als Sohn des Ackerers und Wirtes Georg Jakob Gerber und dessen Ehefrau Eva geb. Weber. Ich besuchte die Volksschule in meinem Heimatsdorfe von 1869—1874, sodann die Lateinschule und das Gymnasium in Kaiserslautern von 1874—1883. Mit dem Reifezeugnis dieses Gymnasiums bezog ich zunächst die Universität Straßburg und blieb daselbst 2 Semester 1883/1884. Darauf studierte ich 3 Semester 1884—1886 in Erlangen und absolvierte dabei den Militärdienst als Einjähriger. Nachdem ich sodann 1 Semester im Jahre 1886 in Heidelberg verbracht hatte (Jubiläumssemester der dortigen Universität), ging ich Herbst 1886 wieder nach Erlangen zurück, studierte dort noch 2 Semester 1886/1887, verließ dann die Universität und bestand 1887 zu Speier die Aufnahmeprüfung für die Pfarramtskandidaten und im Jahre 1890 die Anstellungsprüfung.

Nach bestandenen Prüfungen wurde ich verwendet als Stadtvikar in Pirmasens, Pfarrverweser in Battenberg, Pfarrverweser in Oggersheim und Privatvikar in Lautersheim 1887—1891. Im Jahre 1891 wurde mir die Pfarrstelle zu Imsbach am Donnersberg verliehen und 1898 die Pfarrstelle zu Waldfischbach, wo ich noch im Amte bin.

Im Jahre 1893 verehelichte ich mich mit Marie geb. Carl, Oberförsterstochter zu Fischbach, und besitze als einziges Kind eine Tochter im Alter von $10^3/_4$ Jahren.

Gehört habe ich die Herren Professoren: Lucius, Zöpffel, Cunitz, Kayser, Holtzmann und Windelband in Straßburg, Köhler, Ebrard, Frank, Zahn, Rabus in Erlangen.

Zum Studium der Philosophie bin ich hauptsächlich durch die Vorlesungen des von mir hochverehrten Herrn Professors Dr. Windelband, damals in Straßburg, jetzt als Nachfolger Kuno Fischers in Heidelberg, angeregt worden, was ich als dankbarer Schüler ausdrücklich erwähne. Aber auch den anderen Herren, soweit sie nicht bereits gestorben sind, namentlich Herrn Professor Dr. Holtzmann-Straßburg, sage ich meinen besten Dank.

Vor allen aber sage ich herzlichen Dank dem verstorbenen Volksschullehrer Philipp Zaun, früher in Fischbach, und Herrn Siessl, dem früheren Studienlehrer in Kaiserslautern.

